

„Saat auf Hoffnung“

Ein Büchlein für die Jugend



Herausgeber: Dr. Emil Dönges, Darmstadt

Saat auf Hoffnung

Ein illustriertes Büchlein für die Jugend

herausgegeben von

Dr. Emil Dönges, Darmstadt

herausgeber der „Jugendfreude“



Verlag: Geschwister Dönges, Dillenburg

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Saat auf Hoffnung	3
Das älteste Brot	4
Habe acht auf deinen Umgang!	7
Schwarz und weiß	8
Ein tapferer Knabe	9
Was aus einem Sklavenbüblein werden kann I	10
Die kleine Dirne (Gedicht)	19
Unter Gottes Schutz	21
Errettet vom zweifachen Tode	33
Die Weltsprache der Sprachlosen	34
Silbenrätsel	38
Was aus einem Sklavenbüblein werden kann II	39
Ich möchte gern was schreiben (Gedicht)	50
Rätsellecke	51
Allerlei zum Nachdenken	53
Eine Mahnung an die deutsche Jugend	57
Die Welt der Strahlen	59
Freuet euch der schönen Erde! (Gedicht)	63
Die beiden Bücher Gottes	64
„Wer stolz ist, den kann Er demütigen“	66
Zankende Jungen	67
Auß Essen warten	70
Ein warnendes Beispiel	71
Entscheide dich! (Gedicht)	72
Nach zwanzig Jahren	73
Ein gesegneter Sonntagmorgen	77
Meiner Mutter Gebet (Gedicht)	79
Ich habe einen Steuermann (Gedicht)	80

Druckfehlerberichtigung.

Auf Seite 24, Zeile 17 von unten muß es heißen . . . den Sambesi „entlang“ zu fahren.

Auf Seite 60, letzte Zeile, muß das Wörtchen „sich“ nach Stern fortfallen.



¶ Saat auf Hoffnung.

So nennt sich das neue Büchlein, das euch diesmal begrüßt statt der „Jugendfreude“, die seit Beginn des langen und traurigen Krieges nicht wieder zu euch gekommen ist. Ach, seit jenen Tagen ist ja so manche Jugendfreude verschwunden und so manches Jugendglück verblüht! Aber das ist nicht der Grund, weshalb die „Jugendfreude“, die ihr stets willkommen heißen, noch nicht wieder zu euch gekommen ist. Es fehlte bisher das Papier in ausreichendem Maße und in solcher Güte, daß es möglich gewesen wäre, das Büchlein so billig und so schön, wie es uns und euch gefallen hätte, herauszugeben. So der Herr will, wird das Büchlein aber ein anderesmal neu erscheinen. Inzwischen kommt denn die „Saat auf Hoffnung“ gleichsam als „Ersatz“ zu euch. Sie kommt aber, wie ihr bald merken werdet, mit dem gleichen Wunsche, euch zu erfreuen und euch hinzuführen zur Quelle des wahren Glücks und der wahren Freude, die Gott jedem Herzen, besonders auch den Kindern und der lieben Jugend schon frühe schenken möchte. Der Krieg und die Teuerung und bittere Not, die ihn begleitete und ihm folgte, hat alt und jung gelehrt, für manche Dinge und Güter des täglichen Lebens mit einem Ersatz vorlieb zu nehmen. Aber es gab und gibt Dinge und Güter, für die kein Ersatz zu finden war, noch je gefunden werden wird. Was könnte uns z. B. Milch und Brot ersetzen? Noch weit weniger aber kann uns das teure Wort Gottes, welches die lautere Milch genannt wird, durch ein anderes Gut ersetzt werden, und vor allem nicht der Herr Jesus selbst, die Quelle aller Freude und des ewigen Heils. Er ist „das wahrhaftige Brot, das aus dem Himmel gekommen ist und der Welt das Leben gibt. Wer dieses Brot ißt, wird leben in Ewigkeit“. (Joh. 6, 33. 58.)

Er aber, der das Brot des Lebens ist, ist auch zugleich der gute Säemann, von dem die Saat auf Hoffnung ausgestreut

wird. Jede andere Saat, die Er nicht sät oder doch nicht segnen kann, wird keine Frucht tragen, die Freude bringt, die Segen schafft für Zeit und Ewigkeit. Ach, wieviel Saat wird heute gesät in die tiefen Furchen, die der Krieg gezogen hat, die verderblich ist, die Unkraut bringt und Dornen aussprossen läßt, die nicht für den Himmel wachsen und die ewige Herrlichkeit. Sie reifen vielmehr heran für das Gericht und das unauslöschliche Feuer.

In eure Herzen aber, ihr lieben jungen Leser und Freunde, möchte Gott durch dieses Büchlein nur guten Samen streuen, der aufgeht euch zur Freude und zum zeitlichen und ewigen Gewinn, zur Freude auch für eure Eltern und zum Segen für viele rings um euch her. Ja, das gebe Gott in Seiner Gnade!

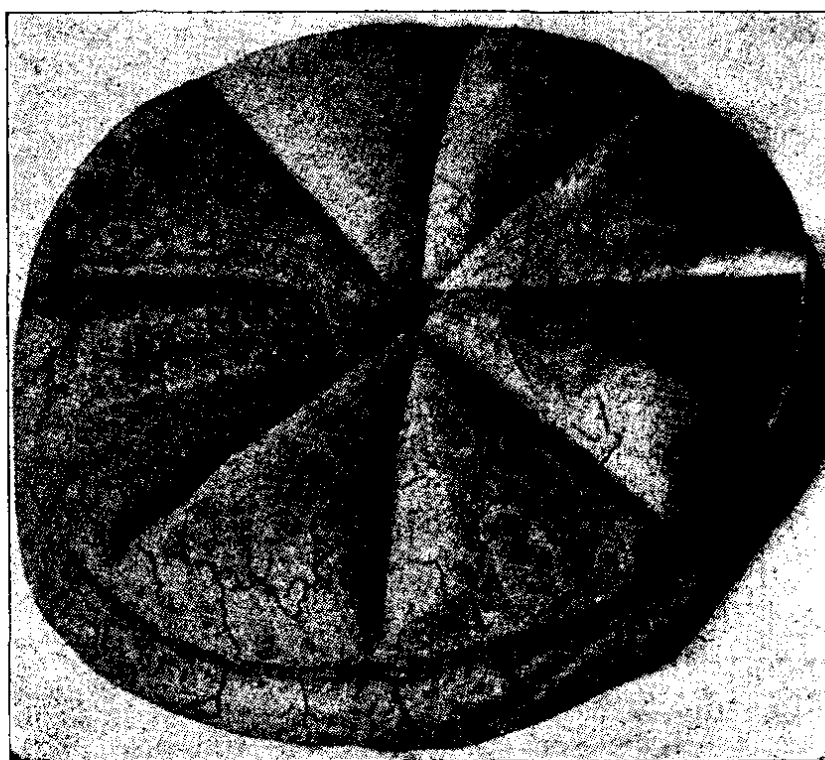


Das älteste Brot.

Von alters her war das Brot wohl die begehrteste und wichtigste Speise für den Menschen. Leicht und ungekünstelt wird es aus dem Getreide gewonnen, das Gott in Seiner Güte als der weise Schöpfer und Erhalter aller Menschen aus der Erde sprossen läßt. Es verleiht dem Körper Kraft, ist jedem Gaumen schmackhaft, so daß man es nicht überdrüssig werden kann, und der König wie der Bettler täglich danach verlangt. Auch dem Gefangenen in seiner Zelle wird es noch täglich gereicht, wenn ihm alles versagt wird; ja, bei Brot und Wasser kann er gut leben und bei Kräften bleiben.

Wie ihr aus der Bibel wisset, buken schon die Agypter Brot, wie auch die Kinder Israel. Als Gott dem Pharao die sieben guten Jahre, denen sieben magere Jahre folgen sollten, ankündigen wollte, da sandte Er ihm den Traum von den sieben vollen und den sieben mageren Ähren, den der gottesfürchtige Jüngling Joseph richtig deutete. Ihr wisset, daß er durch die Deutung dieses Traumes nach Gottes Ratschluß an die höchste Stelle des Landes gesetzt wurde, neben den König. Er baute Kornhäuser, schüttete hier Getreide auf, woraus nicht nur die Agypter, sondern auch die Kinder Israel in der Zeit der Not ihr Brot bereiteten. Er erhielt dafür den Namen „Zaphnath-Pahneach“, d. h. „Erhalter des Lebens“ oder „Retter der Welt“.

(1. Mose 41, 45.) So ist er eines der schönsten Vorbilder des Herrn Jesu geworden, denn Er ist, wie ihr wisset, der Retter oder Heiland der Welt. Und wie einst der König von Agypten die Leute in ihrer Not zu Joseph schickte, um sich von ihm Getreide geben zu lassen, so weist Gott heute alle Seelen, die in ihrer Not nicht umkommen wollen, zu Jesu. Der Pharao sagte: „Gehet zu Joseph; tut, was er euch sagt!“ (1. Mose 41, 55.) Gott sagt zu uns: „Gehet zu Jesu; und folget Seinem Worte!“ Und wie Joseph niemand zurückwies, der zu



Brot aus Pompeji.

ihm kam, so sagt auch der Herr Jesus: „Wer zu Mir kommt, den werde Ich nicht hinausstoßen!“ (Joh. 6, 37.)

Aber ich wollte euch etwas von dem ältesten Brot erzählen. Dieses ward vor einer Reihe von Jahren bei der Ausgrabung der Stadt Pompeji, die im Jahre 79 n. Chr. durch einen Aschenregen des Vesuvus verschüttet wurde, aufgefunden. Es lag also fast 2000 Jahre tief unter der Asche. Wir bringen euch hier eine kleine Abbildung desselben. Natürlich ist es viel größer, als unser Bild euch zeigt, mehrere Pfund schwer. Die Kerben sind wohl nicht nur eine Verzierung auf dem Brote, sondern

deshalb angebracht, um den Verkauf zu erleichtern, und um eine leichtere Kontrolle über Gewicht und Größe zu ermöglichen. Der Bäcker, der es bereitete, ahnte sicher nicht, als er es knetete und in den Ofen schob, daß er selbst bald unter glühender Asche wie im Feuerofen liegen und dort einen schnellen Tod finden würde.

So unsicher wie das Leben damals war, ist es, meine kleinen Leser, auch heute noch. Es müssen nicht feuerspeiende Berge sein, die das Leben vernichten, wie in Pompeji vor langen Jahren; es können auch feuerspeiende Kanonen sein, wie im letzten schrecklichen Kriege, der viele Millionen Männer und Jünglinge aus verschiedenen Weltteilen, besonders Europa, umbrachte. Ihr wisst, daß zugleich Millionen Männer, Frauen und Kinder starben infolge unzureichender Ernährung und der spanischen Grippe oder Influenza, die merkwürdigerweise gerade in den Ländern viele Opfer forderte, wie in der Schweiz und Südafrika und in Asien, wo der Krieg nicht gewütet hatte.

Gott aber, der durch dieses große Sterben den Menschen allerwärts zurufen wollte, daß sie sich bereiten möchten, Ihm zu begegnen, hat auch in dieser Zeit viel Saat auf Hoffnung ausstreuen lassen. Die „Britische und Ausländische Bibelgesellschaft“ allein hat z. B. im Jahre 1918 neun Millionen Bibeln und Testamente verbreiten lassen. Dazu kommen die vielen Millionen, die andere Bibelgesellschaften zur Verteilung brachten. So ist das gute, wahrhaftige Brot den Menschen reichlich geboten worden; und es geschieht dies noch immer. Es wird euch interessieren und freuen zu hören, daß die Bibel, das teure Wort Gottes, jetzt in 517 verschiedenen Sprachen verbreitet wird. Möge es noch weiter laufen und überall Licht und Leben verbreiten!

Wir haben von dem ältesten Brote geredet, eigentlich müßten wir sagen in bildlicher Rede, daß das Wort Gottes oder Jesus Christus, der das ewige Wort Gottes ist, das älteste Brot ist. Ich habe euch ja schon weiter oben gesagt, daß der Herr Jesus von sich selber sagt: „Ich bin das Brot des Lebens.“ Und Er fügt hinzu: „Wer zu Mir kommt, wird nicht hungern; und wer an Mich glaubt, wird nimmermehr dürsten.“ (Joh. 6, 35.)

Ihr wißt aber, daß es nicht genug war, daß Jesus Christus, der Sohn Gottes, für uns vom Himmel herniederkam in diese Welt, Er mußte nicht nur als Kindlein hier geboren werden und als Mann hier leben und die Worte Gottes reden, Er

mußte auch auf dem Kreuze für uns sterben. Dort trug Er die Strafe für unsere Sünden, wie dies alles vorher in der Heiligen Schrift verheißen war. (Jes. 53.) Sein Tod war unser Gericht. Nun sagt uns die Heilige Schrift: „Christus ist gestorben für unsere Sünden.“ (1. Kor. 15, 3.) „Wer an Ihn glaubt, wird nicht gerichtet.“ (Joh. 3, 18.) Und Er selbst sagt uns: „Wahrlich, wahrlich, Ich sage euch: Wer an Mich glaubt, hat ewiges Leben.“ (Joh. 6, 47.)

Fürwahr, wie wertvoll ist das Brot des Lebens! — Das Brot für den Leib und das irdische Leben könnt ihr nicht entbehren. Ihr nehmt es täglich zu euch. So vergeßt denn auch nicht das wahrhaftige Brot für eure Seele! Der Heiland ruft uns zu: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes geht!“ (Luk. 4, 4.) Das Brot für den Leib ist in letzter Zeit wieder teurer geworden und wird vielleicht noch teurer werden, so daß viele Not leiden werden, aber das Wort Gottes, das immer noch verkündigt wird, und Jesus Christus, der Heiland, wird euch ohne Geld und umsonst geboten. O, so hört denn auf Seine Stimme, und eure Seele wird ewiges Leben finden, Frieden, Weisheit, Heil und Seligkeit. Wir rufen daher mit dem Propheten aus: „O Land, Land, Land, höre das Wort Jehovas!“ (Jerem. 22, 29.)



Habe acht auf deinen Umgang!

Halte dich fern von aller schlechten Gesellschaft! Denn böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Mache es, wie der große Kurfürst von Brandenburg. Als er noch jung war und von bösen Buben einmal in schlechte Gesellschaft geführt wurde, brach er in die Worte aus: „Nein, ich bin es mir, meiner Ehre und meinem Vaterlande schuldig“ und floh. Halte dich zu denen, die besser sind als du, zu denen, die nicht unter dir, sondern über dir stehen! Der Dichter Rückert mahnt trefflich:

„Gesell dich einem Bessern zu,
Daß mit ihm deine Kräfte ringen;
Wer selbst nicht besser ist, als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.“



Schwarz und weiß.

Deutschland hat nach schwerem Ringen den blutigen Krieg verloren und damit seine Kolonien und Millionen von schwarzen Untertanen. Dazu kommt, daß viele, viele Menschen im feindlichen Ausland auf uns Deutsche verächtlich herunterblicken, als ob wir den Krieg verschuldet hätten, und als ob wir der „Auskehricht“ aller Welt wären.



Sie blicken auf uns herab etwa wie die Weißen auf die Schwarzen und möchten uns auch gern so behandeln, als wären wir nur Sklaven. Das Urteil der Menschen aber ist nicht maßgebend. Es wäre nur gut, wenn wir, die wir nicht schlechter sind als die übrigen Völker, so stünden vor Gott, daß Er mit unserem Tun und Lassen zufrieden sein könnte. Aber ach, ihr wisset gut, daß Er dies nicht sein kann. Wie hat der Ungehorsam und die Sünde und die Gottlosigkeit in Volk und Land zugenommen, besonders seit dem Kriege! Ist es damit auch in anderen Ländern und Völkern nicht besser, so ist das für uns keine Entschuldigung und keine

Rettung. Möchten doch viele Herzen, jung und alt, sich vor Gott ernstlich beugen und zu Ihm bekehren, alsdann wirklich vor Ihm wandeln und treu und fleißig sein, dann möchten andere Völker uns noch so sehr schmähen und verachten, so könnten wir doch sagen: „Wenn Gott für uns, wer wider uns!“

Gott selbst fragt auch nicht nach dem Urteil der Menschen. Er blickt auch nicht auf das Äußere, Er sieht das Herz an. Schaut euch die beiden Kinder an auf dem Bilde! Wird Gott

das schwarze Kind um seiner dunklen Hautfarbe willen weniger lieben, als das weiße neben ihm? Er wird sicherlich beide Kinder gleich viel lieben und segnen, wenn sie auf Sein Wort hören und Ihn wiederlieben, der uns zuerst geliebt und als der gute Hirte am Kreuz für Seine Herde starb, die Er aus allen Völkern ruft und sammelt.

Wie ein Schwarzer, der dazu noch ein Sklavenkind gewesen, der Gottes Wort Ohr und Herz geöffnet und dann durch Treue und Fleiß zum Segen vieler Menschen gelebt und gewirkt hat, das soll euch zur Ermunterung die nächstfolgende Geschichte zeigen. Folget seiner Energie und Treue, trotz Hohn und Haß, unter dem jetzt die Deutschen bei den meisten Völkern stehen! Vor allem aber folget dem Wort des Herrn, der uns zuruft: „Ich bin das Licht der Welt; wer Mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis wandeln, sondern das Licht des Lebens haben!“ Dann wird Er auch zu jedem von euch sagen: „Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein.“



Ein tapferer Knabe, der ein tüchtiger Mann wurde.

Vor nahezu 40 Jahren wurde ein Knabe auf seinem Gang zur Schule von seinen Mitschülern umringt und spottend riefen sie ihm zu: „Seht mal her, der Knirps will auch fromm sein!“ Sie hatten nämlich gehört, daß ihr Kamerad am Sonntag Abend in einer Versammlung von gläubigen Christen gewesen war. Doch statt aller Verteidigung und ohne zornig zu werden, blickte der Knabe den Spöttern ins Gesicht und sagte mit fester Stimme: „Ja, das will ich auch, ich will wirklich fromm sein! — Sagt, ist das denn unrecht?“ — Sie verstummten, denn sie fühlten wohl alle, daß es recht sei, Gott zu folgen, und ließen ihn in Ruhe. — Aus dem tapferen jungen Knaben wurde nachmals ein tüchtiger Direktor eines Gymnasiums, der vielen Knaben und Jünglingen zum bleibenden Segen wurde.



Was aus einem Sklavenbüblein werden kann.*

In meinen Knabenjahren hat ein Gedicht, das ich in altem, zerlesenem Schulbuche entdeckte, großen, mächtigen Eindruck auf mich gemacht. In ergreifenden Worten schilderte es die Not und das Elend der armen Neger in den Sklavenstaaten Nordamerikas. Ich las es duzende Male mit Rührung und innigem Mitleid für die armen Negerklaven und mit ingrimmigem Zorne über ihre Peiniger und Unterdrücker. Und ich prägte mir die Verse so tief und fest ein, daß sie mir noch heute, nach bald vier Jahrzehnten, fast vollständig im Gedächtnis haften. Das Gedicht hieß: „Des Negerweibes Klage.“ Hier mögen einige Strophen daraus folgen:

Wo am großen Strom die Sicheln durch das hohe Rohrfeld klirren,
Und im Laub des Zuckerahorns farb'ge Papageien schwirren,
Sitzt das Negerweib, den Nacken bunt geziert mit Glaskorallen,
Und, das Knäblein auf dem Schoße, läßt ein Schlummerlied sie schallen:

„Schlaf, o schlaf, mein schwarzer Knabe, der zum Jammer mir geboren!
Gh' zu leben du beginnest, ist dein Leben schon verloren.
Schlaf, o schlaf! Verhüllt im Dunkel ruh'n dir noch der Zukunft Schrecken;
Nur zu früh aus deinen Träumen wird der Grimm des Herrn dich wecken.

Was die Menschen Freude heißen, wirst du nimmermehr empfinden.
Dort nur fühlt sich's, wo des Nigers Wellen durch die Flur sich winden,
Nie den Tiger wirst du fällen mit dem Wurf der scharfen Lanzen,
Nie den Reigen deiner Väter zu dem Schlag der Pauke tanzen.

Nein, dein Tag wird sein voll Tränen; deine Nacht wird sein voll Klagen.
Wie das Tier des Feldes wirst du stumm das Joch der Weißen tragen,
Wirst das Holz der Weißen fällen und das Rohr den Weißen schneiden,
Die von unserm Marke praffen und in unsern Schweiß sich kleiden.

O Du großer Geist, was taten meines armen Stamms Genossen,
Daß Du über uns die Schalen Deines Zornes ausgegossen?
Sprich, wann wirst Du mild Dein Auge aus den Wolken zu uns wenden?
Sprich, o sprich, wann wird der Jammer deiner schwarzen Kinder enden?

Ach, das mag geschehen, wenn der Mississippi rückwärts fließet,
Wenn an hoher Baumwollstaude dunkelblau die Blüte sprießet,
Wenn der Alligator friedlich schlummert bei den Büffelherden,
Wenn die weißen, freien Pflanzer, wenn die Christen Menschen werden.
(Seibel.)

* Entnommen mit kleinen Änderungen dem „Christl. Volksfreund“, Zürich, mit gütiger Erlaubnis des Herausgebers.

Noch wälzt der Mississippi seine mächtigen Fluten nicht rückwärts, noch sprießt nicht von hoher Baumwollstaude dunkelblau die Blüte, noch schlummert auch nicht der Alligator friedlich bei den Büffelherden, aber Nordamerika hat den Schandfleck, den die Sklaverei für den christlichen Namen bedeutete, seitdem erkannt und ausgetilgt und beseitigt. Die Sklaverei wurde in den Vereinigten Staaten aufgehoben und es brach für die Schwarzen der heißersehnte Tag der Freiheit an.

Allerdings genießen sie in Amerika bis auf den heutigen Tag noch nicht vollkommene bürgerliche, politische und gesellschaftliche Gleichberechtigung mit den Weißen. Es machen sich immer noch viele Vorurteile gegen sie bemerkbar und geltend. Sie haben noch gar manches zu leiden unter der Geringschätzung und Mißachtung vieler Weißen. Sie sind immer noch Bürger zweiter Ordnung im Lande. Aber die Verhältnisse sind doch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bessere geworden, und man sieht die Zeit kommen, da Vorurteile und Mißachtung schwinden, und die Schwarzen neben den Weißen in den Vereinigten Staaten ihren vollen, gleichberechtigten Platz erhalten und besitzen werden. Viele edle Männer und Frauen arbeiten beständig und unermüdlich, mit Daransetzung ihrer ganzen Kraft und Persönlichkeit auf dieses Ziel hin. Am meisten aber hat wohl dafür gewirkt und geleistet der Mann, von dem wir hier einiges erzählen möchten, der selbst der schwarzen Rasse angehörte und sich vom armen Sklavenbüblein zum großen Wohltäter seiner Brüder und allgemein angesehenen Gelehrten und Schulmann aufgeschwungen hat. Es ist Booker Washington, der erst vor kurzem in die Ewigkeit gegangen ist. Er hat uns selbst sein Leben geschildert in einem prächtigen Buche, das auch in deutscher Übersetzung unter dem Titel: „Vom Sklaven empor“ erschienen ist.

1. Das Sklavenbüblein.

Booker Washington, der schon vor einer Reihe von Jahren von der ältesten und berühmtesten Universität Nordamerikas mit dem Dokortitel ausgezeichnet wurde, erblickte das Licht der Welt nicht etwa in einem Palaste, ja nicht einmal in einem bescheidenen bürgerlichen Hause, sondern in der elenden Sklavenhütte einer Pflanzung im Staate Virginien. Er hatte in seinen ersten Jugendjahren am eigenen Leibe noch das ganze Elend und den

ganzen Jammer des Sklavenlebens zu fühlen. Er sagt selbst: „Mein Leben begann unter den traurigsten, entmutigendsten Verhältnissen.“ Seinen Vater hatte er nie gekannt; er wußte nicht einmal seinen Namen. Ebenso vermochte er nie das genaue Datum seiner Geburt festzustellen. Nicht einmal über sein Geburtsjahr konnte ihm die Mutter, eine arme, unwissende Sklavin, Auskunft geben. „Jrgendwann muß ich zur Welt gekommen sein,“ so bemerkt Washington; „soweit ich habe erfahren können, war es im Jahre 1858 oder 1859.“ Er besaß ursprünglich auch keinen eigenen Geschlechtsnamen, sondern wurde einfach Booker genannt, da die Sklaven in der Regel nur mit einem Rufnamen sich begnügen mußten. Und dieser Umstand brachte ihn später einmal in nicht geringe Verlegenheit, aus der er sich aber geschickt herauszuhelfen wußte. Er selbst schreibt darüber: „Solange ich denken konnte, war ich einfach Booker genannt worden. Ehe ich zur Schule ging, war es mir nie eingefallen, daß ich einen Zunamen brauchen könnte. Als nun bei meiner Aufnahme in eine Schule, worauf ich jahrelang vergeblich gehofft hatte, die Kinder nacheinander aufgerufen wurden, fiel mir auf, daß alle mindestens zwei Namen hatten. Meine Verlegenheit war groß, denn ich wußte, daß der Lehrer mindestens zwei Namen von mir verlangen würde, und ich hatte doch nur einen. Aber in der Zeit, bis ich aufgerufen wurde, kam mir ein rettender Einfall, und als der Lehrer mich nach meinem vollen Namen fragte, antwortete ich ruhig: ‚Booker Washington‘, als hätte ich mein Lebtag nicht anders geheißsen. Diesen Namen habe ich dann mein übriges Leben behalten.“ Und er fügt bei: „Es gibt wohl nicht viele Leute in diesem Lande, die den Vorzug gehabt haben, sich selbst ihren Namen auszusuchen.“

Die armselige Hütte, die Booker mit seiner Mutter, einem Bruder und einer Schwester bewohnte, enthielt nur einen einzigen Raum. Dazu mußte sie nicht nur als Wohnung für die Familie dienen, sondern auch noch als Küche für die ganze Pflanzung, denn die Mutter hatte das Geschäft einer Plantagenköchin zu versehen. Statt der Fenster waren einfache Löcher in der Wand vorhanden, durch die ungehindert nicht nur Luft und Licht, sondern auch Regen, Wind und Kälte eintreten konnten. Auch die Tür verdiente ihren Namen kaum. Sie war viel zu klein und hatte klaffende Spalten. Eine Diele gab es nicht, vielmehr mußte die bloße Erde die Stelle des Fußbodens ver-

treten. Selbst einen Kochherd hätte man umsonst gesucht. Die Mutter stellte die Töpfe und Pfannen einfach auf ein mitten in der Stube brennendes, offenes Feuer. So war der Aufenthalt in der Hütte ein äußerst unbehaglicher. Im Winter litten die Insassen unter der Kälte und allerlei sonstigen Unbilden der Witterung und im Sommer vermehrte das beständig brennende Feuer die sonst schon bestehende Hitze in fast unerträglicher Weise.

Von einer rechten Erziehung und Pflege der Kinder, von einem geordneten Familienleben konnte natürlich unter diesen Verhältnissen keine Rede sein. Die Mutter war von früh bis spät von ihrem Kochgeschäfte in Anspruch genommen und konnte ihren Kindern nur sehr wenige Zeit widmen. Diese wuchsen darum nicht viel anders auf als das liebe Vieh. Es ist geradezu ergreifend, was Booker Washington hierüber berichtet: „Ich erinnere mich nicht,“ so sagt er unter anderem, „daß wir uns ein einzigesmal alle zusammen zu Tisch gesetzt, ein Gebet gesprochen und gemeinsam zu Mittag gegessen hätten. Es gab hier ein Stück Brot, dort einen Bissen Fleisch, dann wieder eine Tasse Milch oder ein paar Kartoffeln. Einer aß aus der Pfanne, ein anderer hielt einen Zinnteller auf dem Schoß, und meist langte man mit den Fingern zu.“ Auch von einem Bette wußte er nichts. Er und seine zwei Geschwister lagen auf einem Bündel schmutziger Lumpen auf der bloßen Erde.

Dabei konnte der Kleine aber nicht etwa ein völlig freies und ungebundenes Leben führen. Er wurde vielmehr wie alle Sklavenkinder, sobald er nur einigermaßen dazu zu gebrauchen war, in das Joch strenger und harter Arbeit eingezwängt. Zum Lustollen, zum fröhlichen Kinderspiel, ließ man ihm keine Zeit. Als man ihn in späteren Jahren einmal fragte, welche Spiele er in seiner Knabenzeit am liebsten gespielt habe, war er um eine Antwort verlegen. Es kam ihm erst da recht zum Bewußtsein, daß er eigentlich nie Zeit zum Spielen gehabt hatte, wie freie Kinder, sondern daß alle seine Tage, soweit seine Erinnerung zurückreichte, mit Arbeit ausgefüllt gewesen waren. Das ging ihm auch sein ganzes Leben nach. Er fand nie rechten Geschmack und Freude an Spielen irgendwelcher Art. Dagegen suchte er später gerne Erholung bei der gewaltigen Arbeitslast, die auf ihm ruhte, in der freien Natur und in anregender Bef-

türe. Auch die vielen Eisenbahnfahrten, die er im Dienste seines Werkes zu machen hatte, halfen ihm immer wieder zur Erfrischung und Ausspannung.

2. Frei und doch noch nicht frei.

Nicht lange sollte nun aber Booker Washington das Joch der Sklaverei tragen. Er stand noch in den frühesten Knabenjahren, als für ihn und seine schwarzen Brüder die Stunde der Befreiung schlug. Eine erste Ahnung von der Möglichkeit eines solchen Ereignisses ging ihm auf, als er eines Morgens früh erwachte und beobachten konnte, wie seine Mutter neben dem Lager ihrer Kinder kniete und inbrünstig betete, daß Gott dem Präsidenten Lincoln und seiner Armee den Sieg und dadurch den armen Negern Befreiung verleihen möge. Und bald wurde diese Ahnung zur vollen Wirklichkeit. Nach jahrelangem, gewaltigem Ringen gelang es den Nordstaaten der Union, mit dem edlen Menschenfreund Abraham Lincoln an der Spitze, über die Sklavenstaaten im Süden endgültig den Sieg zu gewinnen und mit Waffengewalt die Aufhebung der Sklaverei von ihnen zu erzwingen. (1865.) Es wurde eine Befreiungsschrift erlassen, die allen Negern auf den gleichen Tag die Freiheit ankündigte. Es war dies natürlich ein Ereignis, das seinen Eindruck auch auf den kleinen Washington nicht verfehlte und ihm allezeit unauslöschbar im Gedächtnis haften blieb. Grenzenlos war der Jubel der Neger im ersten Augenblick, als das Befreiungsedikt vorgelesen und ihnen verkündet wurde: „Ihr seid frei und könnt nun hingehen, wohin ihr wollt.“ Man dankte mit lauter Stimme Gott; man sang Freiheitslieder; es spielten sich stürmische Freudenzenen ab. „Meine Mutter,“ so erzählt Booker, „die neben mir stand, schloß uns, d. h. ihn und seine Geschwister, in die Arme und küßte uns, während Freudenstränen über ihre Backen liefen. Sie erklärte uns, was das Ganze zu bedeuten habe; dies sei der Tag, den sie so lange von Gott erbeten, aber nicht mehr zu erleben geglaubt habe.“ —

Aber die Freude blieb bei den meisten keine ungetrübte, sondern machte bald bei vielen, vielen einer Niedergeschlagenheit Platz. Die erlangte Freiheit erwies sich eben nicht als das vollkommene Glück, als das man sie sich in den Tagen der Knechtschaft vorgestellt hatte. Sie brachte nicht nur Rechte, sondern

auch ernste Pflichten und Aufgaben mit sich. Bisher hatten die Schwarzen so ungefähr das Leben eines unmündigen Kindes geführt. Sie kannten den Kampf ums Dasein nicht. Sie hatten sich um Kleidung, Nahrung und Obdach nicht bekümmern müssen, sondern dies alles war ihnen, wenn auch oft in recht dürftiger und kümmerlicher Weise, von dem Herrn der Plantage zuteil



Abraham Lincoln, † 1865.
Befreier der Sklaven in Amerika.

geworden. Jetzt war das mit einem Schlage anders. Jetzt sollte man auf eigenen Füßen stehen, selbst seinen Lebensweg bestimmen, selbst sein Auskommen suchen, selbst für Nahrung, Kleidung und Unterkunft sorgen. Kein Wunder, wenn darum viele, nachdem sie sich einige Tage ihrer Freiheit gefreut hatten, besonders wenn sie einen freundlichen und gerechten Herrn gehabt hatten, — und solche gab es auch —, ohne weiteres wieder

in ihre alte Arbeitsstelle zurückkehrten, und nun zwar nicht mehr als Sklaven, aber als Knechte und Mägde um bescheidenen Lohn ihrem bisherigen Meister weiter dienten.

Auch für unseren kleinen Booker brachte die Freiheit nicht völliges Glück und Erfüllung aller seiner Hoffnungen, ja vorläufig nicht einmal eine wesentliche Erleichterung seines Daseins. Er war frei und doch nicht frei. Der Knabe kannte beispielsweise von frühester Jugend an keinen sehnlicheren Wunsch als den, in die Schule gehen und recht viel lernen zu können. Er hatte als Sklavenbübchen manchmal eine kleine, junge Herrin zum Schulhaus begleiten müssen, um ihr die Bücher zu tragen und dabei gelegentlich einen Blick tun dürfen auf die im Schulzimmer sitzenden Knaben und Mädchen, und seither erschien ihm jede Schule nicht anders, denn als ein Paradies. Aber dieses Paradies blieb ihm auch nach der Freilassung noch längere Zeit verschlossen, und sein brennender Wunsch nach Wissen und Bildung fand vorläufig nur recht mangelhafte Befriedigung. — Das neue Heim war nicht besser als das alte; die Arbeit erwies sich noch fast drückender und schwerer als in der Sklavenzeit.

Die Familie Bookers — der Knabe hatte in der Zwischenzeit einen Stiefvater bekommen — gehörte zu denjenigen, die nach der Freilassung ihre bisherige Wohnstätte und Herrschaft verließen und sich anderswo ein Heim zu gründen suchten. Sie siedelte in einen andern Teil Virginians, nach Westvirginien, über und ließ sich in einer kleinen Stadt Walden nieder. Die Reise dorthin war damals noch ein langwieriges und mühsames Unternehmen. Die wenigen Habseligkeiten wurden in einem Wagen mitgeführt. Die Kinder aber mußten den größten Teil des Weges, mehrere hundert Kilometer, zu Fuß machen. Die Wanderung, die über ein Gebirge führte, dauerte mehrere Wochen. Des Nachts schlief man unter freiem Himmel und gefocht wurde auf einem offenen Holzfeuer. — In der neuen Heimat, in welcher sich bereits eine größere Negerkolonie niedergelassen hatte, fand die Familie Washingtons Unterkunft in einer kleinen baufälligen Holzhütte, von der Booker sagt: „In einer Hinsicht war unsere neue Wohnung noch schlechter als die alte. Dort hatten wir doch immer reichlich frische Luft gehabt. Das neue Haus aber stand mitten in einer Gruppe dicht zusammengedrängter Hütten, und der Schmutz in der Umgebung der Hütten war oft unerträglich.“ Auch die Nachbarschaft war nichts weniger als

erfreulich. Sie bestand zum Teil aus Schwarzen, zum Teil aus Weißen der ärmsten, unwissendsten, verkommensten Klasse; eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft. Trunk, Spiel, Streit, Schlägereien und die größte Sittenlosigkeit kamen alle Tage vor.

Der Stiefvater fand Beschäftigung in einer Salzsiederei. Aber sein Verdienst reichte nicht aus zum Unterhalt der Familie. So mußte auch der kleine Booker, trotzdem er erst im zarten Alter von etwa sieben Jahren stand, in der Salzsiederei kräftig mithelfen. Die Arbeit begann oft schon morgens vier Uhr und dauerte bis in die Nacht hinein. Trotz dieser grenzenlosen Ausbeutung seines noch kleinen, zarten Kinderkörpers fand Booker in seinem geradezu brennenden Wissensdrang doch noch Zeit und Gelegenheit, seine ersten Lese- und Schreibversuche zu machen. Jeder Salzpacker hatte eine bestimmte Nummer auf seinen Fässern. Die Nummer von Bookers Stiefvater war 18. Jeden Abend nach Arbeitschluß nun kam der Werkführer und schrieb dieses 18 auf die fertig gepackten Fässer. Booker prägte sich diese Zahl fest ein und versuchte sie überall und bei jeder Gelegenheit selbst nachzumalen. Als ihm dies einmal gelungen war, ließ er seiner Mutter keine Ruhe, bis sie ihm eine „Fibel“ auftrieb, ein Büchlein, in dem das Alphabet stand. Nun machte sich der Kleine in seinen wenigen Freistunden mit Feuereifer an das Studium der Buchstaben — eine schwierige Arbeit, da ihm kein Lehrer zur Verfügung stand und niemand von seinen Angehörigen lesen und schreiben und ihm also bei seinen Lernversuchen behilflich sein konnte. —

Um jene Zeit entschlossen sich die Neger in Walden, die immer mehr den Wert und die Notwendigkeit des Lesens und Schreibens erkannten, eine eigene Schule zu gründen. Es war dies ein bedeutsamer Entschluß, da es bis jetzt noch keine einzige Schule in Virginien gab, zu der Schwarze zugelassen wurden. Als Lehrer wurde ein ausgedienter Soldat angestellt, der über einiges Wissen verfügte. Jede Familie bezahlte einen gewissen kleinen Betrag zur Besoldung, und der Lehrer erhielt außerdem einen Freitisch, d. h. er war jeden Tag bei einer andern Familie zu Gaste. Mit welcher Freude und welchen Hoffnungen sah wohl unser Booker der Eröffnung der Schule entgegen! Aber o weh! er war nicht unter den Glücklichen, die sich schließlich auf die Schulbank setzen und nach Herzenslust ihrem Wissenstrieb Genüge leisten konnten. Sein Vater erklärte ihm, daß er

seinen Lohn nicht entbehren könne, und daß der Knabe darum nach wie vor in der Salzfiederei arbeiten müsse. So mußte sich Booker wohl oder übel wieder auf seine Fibel beschränken, und es war für ihn schon ein großer Erfolg, als ihm endlich erlaubt wurde, nach Feierabend eine sogenannte Abendschule bei dem neuen Lehrer zu besuchen. Aber sein höchstes Ziel blieb immer die Morgen- oder Tageschule, und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen und kein Mittel unversucht, um den Vater umzustimmen und sich endlich doch noch den Weg zu ihr zu bahnen. Endlich setzte er es durch, daß ihm wenigstens für einige Zeit die Erlaubnis erteilt wurde, die Tageschule zu besuchen. Dies geschah jedoch nur unter der Bedingung, daß er morgens früh aufzustehen und bis neun Uhr in der Salzfiederei zu arbeiten und auch nach Schulschluß am Nachmittag gleich wieder an die Arbeit zurückzukehren habe.

Aber das Glück, die Morgenschule besuchen zu dürfen, nahm nur zu schnell wieder ein Ende. Washington mußte sich neuerdings den ganzen Tag über seiner Fabrikarbeit widmen und sich wieder mit Abendunterricht begnügen und behelfen. „Überhaupt habe ich das Wenige, was ich als Knabe lernte,“ schreibt er, „meist abends gelernt, wenn die Tagesarbeit vorüber war.“ Seine Arbeitsverhältnisse gestalteten sich auch noch unangenehmer und drückender als bisher, indem er seine Beschäftigung in der Salzfiederei mit derjenigen in einem Kohlenbergwerk vertauschen mußte. Diese Arbeit lastete schwer auf ihm und war ihm sehr zuwider. Er berichtet: „Eiusteils ist jeder, der in einem Kohlenbergwerk arbeitet, wenigstens während der Arbeit immer schmutzig, und es ist keine leichte Mühe, sich abends zu reinigen. Dann war der Weg von der Einfahrt bis zu der Stelle, wo die Kohle anstand, über einen Kilometer lang und natürlich stockfinster. Ich glaube, es ist nirgends in der Welt so dunkel wie in einem Kohlenbergwerk. Das Bergwerk hatte eine große Anzahl verschiedener Stollen, und da ich niemals imstande war, ihre Lage auswendig zu behalten, so geschah es häufig, daß ich mich verlor. Um die Schrecken dieser Lage zu erhöhen, ging dann zuweilen mein Licht aus, und wenn ich kein Streichholz bei mir hatte, mußte ich im Dunkeln umherirren, bis mir zufällig jemand begegnete, der mir Licht gab. Die Arbeit war nicht bloß schwer, sondern auch gefährlich. Man schwebte in steter Gefahr, durch eine verfrühte Pulverexplosion zerschmettert oder durch herab-

fallende Schieferstücke erschlagen zu werden. Unglücksfälle kamen denn auch häufig vor, sodaß ich in beständiger Angst lebte.“
Kein Wunder, wenn sich der Knabe nach Befreiung aus diesem harten Arbeitsjoch sehnte. (Fortsetzung auf S. 39.)



Die kleine Dirne.

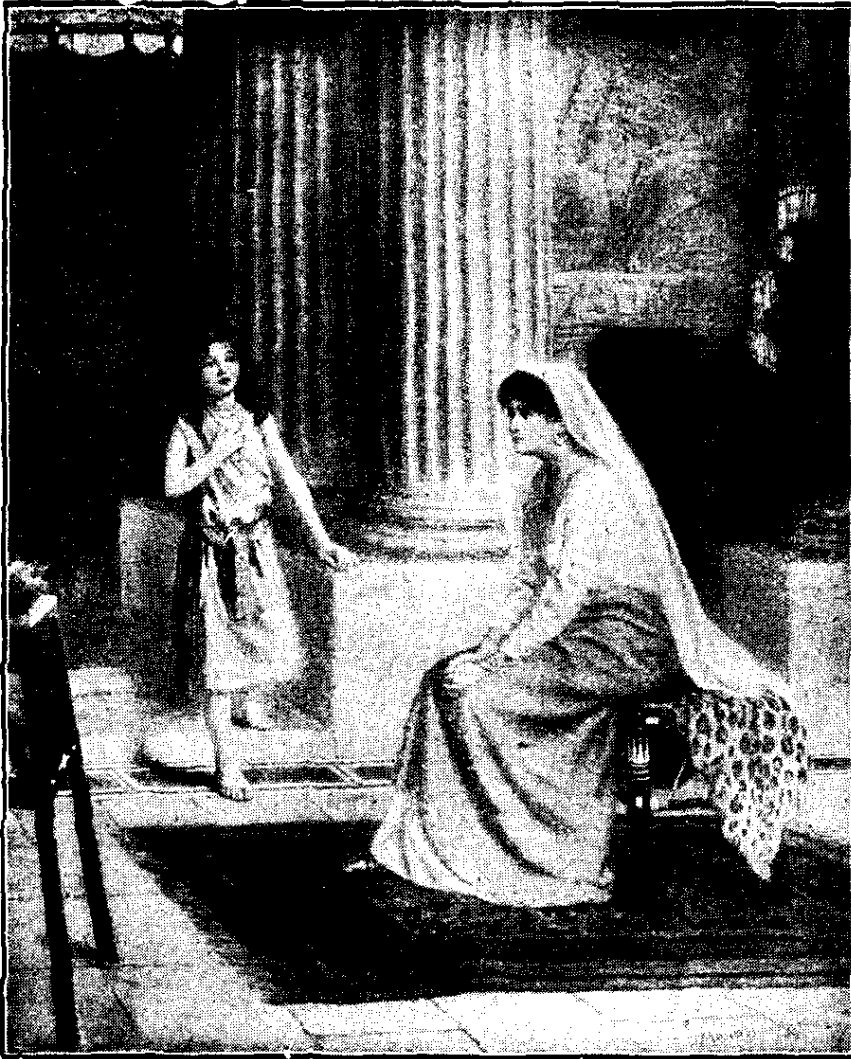
(2. Könige 5.)

„Ach, daß mein Herr bei dem Propheten wäre!“
Wie schüchtern kam es aus des Dirnleins Munde,
Doch für Naemans Weib ist's frohe Kunde:
Wer weiß — vielleicht — es geht um Leib und Ehre!
Das blasse Mägdlein aus Samarias Gauen,
Gefangen und der Heimat jäh entrissen,
Sollten sie dem großen Feldherrn Hilfe wissen,
Wo Syriens Aerzte keinen Rat getrauen?
Jedoch die Gattin hat's ihm zugetragen,
Und er geht hin, dem König es zu melden,
Vielleicht bedeutet's Heil dem kranken Helden;
Der König will's dem fremden König sagen!

Bebst du nicht, Kind, dort rechtlos und verlassen? —
Wenn törricht war dein Rat, den du gegeben,
Geht dir es schlecht, ja kostet dir dein Leben,
Du mußt alsdann dein junges Leben lassen.
Hätt'st du nicht besser, was du weißt, verschwiegen?
Was brauchtest du dem Feinde Hilfe bringen;
Und folgt auch deinem Worte das Gelingen,
Was kann dir an Naemans Heilung liegen?
Doch schwieg sie nicht, sie mußt es einfach künden!
Das Heil zu kennen — und nicht weiter sagen,
Das kann ein Herz, das Gott gehört, nicht tragen,
Und ständ' es auch dadurch vor Todeschlünden.

Ein schwaches Dirnlein nur, ein Wort, ein Fragen.
Es ward zum Glied in Gottes Segenskette!
Gott gab das Wort, drum fand es seine Stätte
Und durfte Heil auf seinen Flügeln tragen.
Ja, das heißt Dienst! Treu die Gelegenheiten
Zu nützen, sei'n es große oder kleine,
Denn ohne Absicht schickt der Herr uns keine,
Die sollten Ihm, dem Heiland, Bahn bereiten.
Ein Wort, ein Blick, ein mutiges Bekennen
Zu Ihm, dem Weg, der Wahrheit und dem Leben,
Kann andern Hoffnung, Trost und Ansporn geben,
Kann schaffen, daß auch ihre Herzen brennen.

So reihet sich Glied an Glied zu güldner Kette,
Die Gottes Liebe um die Seinen windet,
Die Ihm, dem Heiland, fest Sein Volk verbindet;
Doch wenn das deine Ihm gemangelt hätte,



Wär' eine Lücke da, die niemand füllte.
Bedenkst du's wohl? — Hätt's Dirnlein nicht gesprochen,
Naemans Krankheit wäre nie gebrochen
Und keiner da, der Gott vor ihm enthüllte!
Wer sucht, nur große Werke zu vollbringen,
Der wird gar leicht das Kleine übersehen
Und dann muß Gott an ihm vorübergehen,
Sein „Wohlgetan!“ kann einst ihm nicht erklingen.

S. v. Redern.





Unter Gottes Schutz.

1. Rettung der Stadt Leyden.

Es war im Jahre 1574, als ein spanisches Heer vor Leyden, eine der schönsten Städte der Niederlande, rückte und diese Stadt belagerte. Alle Zufuhr wurde abgeschnitten, niemand wurde hinein-, niemand herausgelassen. Die Stadt wurde aufgefodert, sich zu ergeben; doch von Übergabe wollten die Bürger nichts wissen, da sie wohl wußten, was ihrer wartete, wenn sie in die Hände Philipps II., Königs von Spanien, fielen. Philipp beanspruchte die Regentchaft über die Niederlande, und willig hätten sich die Niederländer ihm unterworfen, wenn die Regierung nicht eine zu furchtbare und grausame gewesen wäre. Der größte Teil der Einwohner der Niederlande hatte sich von der katholischen Kirche losgesagt und war zum evangelischen Glauben übertreten. Die Niederländer forderten das Recht, die Bibel lesen zu dürfen und Gott zu verehren, wie ihr Gewissen es ihnen vorschrieb. Philipp hingegen setzte alle Hebel in Bewegung, um das Volk wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen. Überall glühten Scheiterhaufen, blitzte des Henkers Beil, drohte der Sagen den Abtrünnigen, und schon hatten viele ihren Glauben mit ihrem Blute besiegeln müssen. Die Bürgerschaft Leydens war daher entschlossen, lieber zu sterben, als sich Philipps erbarmungslosen Henkern zu überliefern.

Die Stadt war inmitten einer fruchtbaren Ebene gelegen; doch wo waren die blühenden Gefilde, die lachenden Fluren und duftenden Gärten, die sie einst umgaben? Wo die freundlichen Dörfer und Weiler, mit denen die Gegend einst überhäet war? Alles, alles war ein Raub des Krieges geworden. Der alte

Rhein und eine Menge Kanäle, über welche steinerne Brücken führten, durchschnitten die Stadt. Im Mittelpunkte befand sich ein Hügel, den die alten Römer aufgetragen und befestigt hatten. Die alten Festungsbauten lagen längst in Trümmern, und knorrige Eichen überschatteten jetzt die Ruinen. Sonst war dieser Hügel sehr vereinsamt, jetzt aber herrschte das regste Treiben auf seinem Gipfel. Dort oben standen die geängstigten Belagerten und ließen in banger Sehnsucht den Blick nach dem Westen schweifen, ob nicht am fernen Horizonte eine dunkle Linie das rettende Nahen der Nordsee ankünden wolle.

Denn der Prinz von Oranien hatte zu wiederholtenmalen Anstrengungen gemacht, die Stadt zu entsetzen; das Fehlschlagen seiner Versuche konnte seinen Mut nicht beugen, und immer neue Wege und Mittel suchte er ausfindig zu machen, der bedrängten Stadt Hilfe und Rettung zu bringen. Jetzt hatte er den Plan gefaßt, die Dämme zu zerstören und das Land unter Wasser zu setzen. Die Eigentümer des Landes, das den Fluten preisgegeben werden sollte, waren willig, ihr Land dem Wohl des Vaterlandes aufzuopfern und ihren bedrängten Landsleuten hiedurch Rettung zu bringen. „Vieher ein versunkenes als ein verlorenes Land,“ war ihr Wahlspruch. Die Dämme, welche mit solch ungeheurem Kostenaufwand errichtet worden waren, wurden durchstoßen, und mit ängstlicher Spannung erwarteten die Bewohner Leydens das Herannahen der Fluten; denn durch Briestauben war ihnen die Nachricht von dem Gelingen des Unternehmens zugesandt worden. Doch der Wind trieb das Wasser vom Lande hinweg, und immer noch wollte er sich nicht drehen.

Unterdessen sammelten die Bewohner der Nachbarstädte Nahrungsmittel, um sie der hungerleidenden Stadt zu senden, sobald des Wassers Steigen es ermöglichen sollte. Hin und her trugen Briestauben Botschaften. „Haltet nur noch ein wenig länger aus,“ schrieb der Prinz. „Hilfe naht!“

„Wir leiden äußersten Mangel; in vier Tagen ist unser Vorrat zu Ende,“ lautete die Antwort.

„Das Wasser fängt an über die äußeren Dämme zu steigen,“ schrieb der Oranier zurück. Diese Nachricht erfüllte die Herzen aller mit unendlicher Freude. Unter dem Donner der Geschütze wurde dieser Brief auf dem Marktplatz dem versammelten Volk vorgelesen.

Langsam stieg das Wasser, doch so langsam, daß die Belagerten fast mutlos wurden. Der Hügel war zum Erdrücken mit sehnsüchtig hoffenden Bürgern angefüllt. Heiße Gebete rangen sich zum Himmel empor, doch die Antwort, die Erhörung, schien auszubleiben.

Da, im Augenblick der höchsten Not, stellte sich ein „protestantischer Wind“ ein, und die weite Ebene wurde ein See. Schon sahen sie in der Ferne die Schiffe, welche ihnen Lebensmittel und Rettung bringen sollten, und Hoffnung schwellt jegliche Brust; da aber dreht sich der Wind wieder nach Osten, und das Wasser fällt wieder. Dumpfe Verzweiflung bemächtigt sich aller, denn solch eine Höhe hatte die Not in der Stadt erreicht, daß die Einwohner die Bäume des Laubs beraubten, und selbst Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse als Leckerbissen galten. Dunkle Nacht lagerte sich über die trostlose Stadt, und in den Herzen der Bewohner sah es nicht minder dunkel aus. Doch der Herr erbarmte sich ihrer und wandte sich zu ihnen und machte ihren Kleinglauben zu Schanden. Ein furchtbarer Orkan erhob sich in der Nacht und peitschte die schäumenden Wogen durch die durchstochenen Dämme. Mitten in Sturm und Ungewitter brauste die Flotte heran, und des Feindes stolzes Heer rettete sich in wilder Flucht auf dem einzigen Weg, welchen ihm die Fluten freigelassen hatten. Und Veyden war frei.

2. Durchhilfe auf der Reise im Dienste des Herrn.

Frau Missionar Goh war in Wellington in Südafrika erzogen, hatte von Kind auf den großen Wunsch, dem Herrn Jesu unter den Heiden dienen zu dürfen, da folgte sie im Jahre 1888 mit Freudigkeit ihrem Manne nach Seshéke, einer Missionsstation am Zambesi. Acht Jahre war sie ihm eine treue Gefährtin und Gehilfin. Da starb ihr Mann am Fieber, und sie mußte ihrer Kinder wegen das Arbeitsfeld verlassen. Sie erzählt uns ihre Rückreise, die sie unter dem sichtbaren Schutz des Herrn gemacht:

Im Jahre 1896, kurz vor dem Tode meines Mannes, brach die schreckliche Kinderpest aus; auch wir verloren alle Ochsen und waren dadurch von dem Verkehr mit der Welt vollkommen abgeschnitten. Die nächste Missionsstation war 60 Kilometer entfernt. Hungernot stand bevor. Nicht nur gingen die euro-

päisichen Lebensmittel zu Ende, es mußte uns auch bald an Stoffen und Glasperlen fehlen, die unser Geld bedeuteten, um dafür Maismehl und eine Art süßer Kartoffeln von den Eingeborenen zu kaufen. Ich prüfte den Rest meiner Vorräte, sie könnten uns noch gerade für eine Reise bis Palaph reichen. Schon vor einem Jahr mußten wir unser ältestes Töchterchen Florette nach dem Lessouto schicken, weil sie das Klima am Zambesi durchaus nicht vertrug. Ich wollte ihr nun mit meiner kleinen zweieinhalb Jahr alten Lucie folgen. Wie sollte ich aber ohne Zugtiere fortkommen? Die andern Missionare bemühten sich treulich für mich, der heimkehrende Wagen brachte ja dann auch für sie die so dringend nötigen Lebensmittel. Endlich im September schickte Herr Adolf Jalla 20 Ochsen aus Séfula, wo die Rinderpest nicht gehaust hatte. Drei Monate mußte ich aber schon noch warten, ob sie den Pestkeim nicht doch noch aufgenommen hätten. Woher nun aber einen Wagen nehmen? Mir fiel ein, daß vor Jahren ein Kaufmann die hintere Hälfte eines Karrens bei uns gelassen hatte, mit Hilfe einiger Bretter stellte ich einen zweirädrigen Wagen daraus her, der sechs Fuß lang war. Im Walde wurde ein Baum zur Deichsel abgeschlagen, ein Plan über den Wagen gespannt, der dann kunstgerecht mit dem Gepäck beladen wurde und sich langsam am Flußufer fortbewegte. Für mich und mein Kind war es angenehmer, zuerst auf einem Boot den Zambesi lang zu fahren. Bei Cazungula mußte der Fluß überschritten werden, der dort 500 Meter breit ist. Der Wagen wurde von den Rädern abgenommen und auf ein Boot gestellt. Acht Leute auf andern Booten hielten ihn im Gleichgewicht. Den Ochsen wurden Stricke um die Hörner gebunden und sie mußten ins Wasser, sie versuchten erst zu schwimmen, gaben aber die anstrengende Arbeit bald auf und ließen sich geduldig ziehen. Ich hatte das alles persönlich zu überwachen und zu leiten, auch den Wagen wieder in Gang zu bringen, und es vergingen darüber zwei Tage. Natürlich waren die Lebensmittel sehr knapp. Zum Glück hatte ich aber zwei Kühe mitnehmen können, so daß meine Kleine immer Milch hatte. Acht junge Zambesier begleiteten mich. Fünf sollten den Rücktransport des Wagens mit Proviant für die Missionare besorgen. Einer von ihnen war mir ganz besonders nützlich, er hatte schon unter der Leitung meines Mannes auf der Station gearbeitet, verstand es auch gut, mit den Ochsen

umzugehen. Die drei andern besuchten schon seit fünf Jahren meine Schule, und ich wollte sie nun mit nach Lessouto nehmen, damit sie noch mehr lernen könnten.

So fuhren wir drei Wochen lang durch einen endlos scheinenden Wald. Abends wurde ein kleines Lager aufgeschlagen und einige Feuer angesteckt, um etwaige wilde Tiere zu verschrecken. Zum Glück konnten wir uns nicht verirren, wir folgten einem Weg, den früher schon ein Reisender durch den Wald gehauen, und den Missionar Coillard noch sehr verbessert hatte. Trotzdem saßen wir manchmal in Zweigen und Schlinggewächsen fest und mußten uns mit der Axt heraushelfen.

Nach drei Wochen erreichten wir das Ufer des Nata und begegneten da zwei Leuten, die als Kuriere unterwegs zum Zambesi waren. Große Freude war es, daß sie Briefe für mich hatten; sie brachten aber auch die traurige Botschaft, daß sie vor drei Tagen eine Weidefläche durchquert hatten, wo die Ochsen Stück für Stück an der Rinderpest starben. Das galt eine schwere Entscheidung: Fuhr ich weiter, so bedeutete das den sichern Tod meiner Ochsen und damit die Unmöglichkeit, den armen Missionaren neuen Proviant zu schicken. Die Liebe zu meinem Kinde und der Wunsch, das eigene Leben zu erhalten, drängten aber vorwärts. So schloß ich denn Lucie fest in den Arm und betete inbrünstig zum Herrn Jesu, daß Er meinen Entschluß leiten wolle.

Das Ergebnis war, daß ich den Wagen mit dem Gepäck und die Ochsen dort ließ und es unternahm, die 350 Kilometer Wüstenweg, so gut es eben ging, zu Fuß zurückzulegen. In Palapy wollte ich dann suchen, einen Wagen mit Maulseilen zu bekommen, Proviant bis hierher zu schicken und mein Gepäck abholen zu lassen.

Meine Begleiter hatten sich schon seit zwei Tagen um neun junge Barotliburischen vermehrt, sie waren auf dem Wege nach Transvaal, um dort in den Goldminen zu arbeiten. Halb tot vor Hunger, da sie seit Tagen nur einige Schnecken und Wurzeln gegessen, hatten sie uns angefleht, ihnen zu essen zu geben, sie wollten bei uns bleiben, uns ohne Lohn jeden Dienst leisten, wenn wir sie nur beköstigen wollten. Trotz meiner knappen Vorräte konnte ich es ihnen nicht abschlagen, und meine guten Jungens waren auch bereit, mit ihnen alles zu teilen.

Zwei von meinen Leuten blieben ohne Widerrede bei dem Wagen zurück, mußten aber natürlich auch Lebensmittel behalten. Einen Tag dauerte es, bis alles eingerichtet war. Ich versuchte aus Zweigen Rissen und aus einem Zeltdach eine Art Sänfte herzustellen, die meine Leute gern tragen wollten, sie dachten sogar, daß nicht nur Lucie, sondern auch ich darin sitzen sollte. So verließen wir am 5. Januar den Nata; 15 junge Leute bildeten mein Geleit. Nach einer halben Stunde erklärten sie aber: „Mutter, du bist uns zu schwer.“ Ich hatte es nicht anders erwartet, es waren ja alles nur Knaben, die noch keine Manneskraft haben konnten.

Der Herr gab mir aber Kraft zu dem Entschluß, die 350 Kilometer zu Fuß zurückzulegen. — Ich ging voran, hinter mir Lucie, welche die Jungen abwechselnd trugen, ebenso wie die Mundvorräte, die in Blechkisten verpackt waren. Außer drei Schafen hatten wir die beiden Kühe, die ja im Notfall auch geschlachtet werden konnten. Schon nach zwei Tagen bekam aber die eine die Pest, und wir mußten sie schnell töten. Die Jungens zerlegten sie und hatten fünf Tage Fleisch. Mich beunruhigte der Gedanke, ob die zurückgelassenen Ochsen etwa auch krank würden und ich das Opfer dann vergeblich gebracht hätte. Die andere Kuh blieb uns für die ganze übrige Reise wunderbar erhalten und gab immer die für mein Kind erforderliche Milch. Aber drei Tage, nachdem wir in Palaph angekommen, starb das treue Tier.

Das Gehen in dem tiefen, heißen Sande der Wüste war sehr beschwerlich. Zwei Stunden wurde marschiert, dann wieder zwei geruht. Zur Nacht trachteten wir immer ein geschütztes Plätzchen zu finden. Ich hatte nur zwei Paar Schuhe bei mir, das eine war nach 14 Tagen schon ganz verbraucht. Es war auch sehr wunderbar, daß das zweite bis Palaph ausreichte. Durch die kleinen Flüsse mußte ich natürlich barfuß gehen, habe mich aber nie verletzt, und überhaupt keiner von uns ist krank geworden, trotzdem Gelegenheit genug dazu gewesen wäre. Ob wir immer Wasser finden würden, war sehr unsicher, so mußten wir stets einen kleinen Vorrat davon bei uns haben; wenn es regnete, wurde er ergänzt. Ein weiterer Vorteil des Regens war es, daß dann für kurze Zeit der Sand fester war und dadurch das Gehen leichter. Die Sänfte diente mir nachts als Bett. Um sie nicht direkt auf den Erdboden zu stellen, wurden

abgehauene Zweige darunter getan und eine Ochsenhaut darüber gebreitet, um uns vor Mäße zu schützen.

Wenn wir je einem Menschen begegneten, war es gar keine Freude, denn wir befanden uns dicht an der Grenze von Matabéléland, dessen Bewohner bekanntlich sehr grausam sind. Auch Buschmännern darf man nicht trauen; wenn wir sie nach der nächsten Wasserstelle fragten, zeigten sie uns womöglich die entgegengesetzte Richtung. Unser einziges Gewehr mußten wir den beiden jungen Leuten zum Schutz des Wagens lassen, und so waren wir ganz ohne Waffen. Ein großes Wunder ist es, daß wir auf der ganzen Reise kein wildes Tier gesehen haben, trotzdem sie in dieser Jahreszeit eigentlich am meisten herumirren. Wir haben nicht einmal einen Löwen brüllen hören. Manchmal sahen wir morgens ihre Fußspuren, und dann sagten die Jungens: „Mutter, sieh nur, wie nah bei uns diese Nacht ein Löwe gewesen ist.“ Gott selbst hat es eben verhütet, daß uns schutzlosen Menschen ein wildes Tier zu nahe kam. Ja, der Heiland hat uns viel Gnade erwiesen, und unser himmlischer Vater hat uns nicht verlassen!

Jeden Abend versammelte ich meine 15 Jungens; wir sangen zusammen, und ich betete mit ihnen. Mit unerschütterlicher Gewißheit konnte ich ihnen sagen, daß wir ganz sicher schlafen würden. Kamen scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten, waren sie sofort bei mir und sagten: „Mutter, wir wissen, daß Gott dich nicht verläßt.“ Es war dann sehr köstlich, sie zu versichern, daß ich ganz ruhig wäre; ich wußte ja nicht, wie der Herr helfen würde; daß Er es täte, wußte ich aber ganz gewiß. Einige von meinen Jungens waren noch Heiden, aber selbst die hätten sich abends nicht zur Ruhe gelegt, bevor wir zusammen gebetet hatten.

Gegen das Ende der Reise wurde meine Kleine so müde, daß sie fast fortwährend weinte, wir konnten aber ihretwegen keinen Aufenthalt machen, da das Wasser knapp war und auch die Lebensmittel bedenklich abnahmen. Zwei Tage lang wanderten wir schon durch ganz wasserlose Gegenden. Der Junge, der die Blechbüchse mit Wasser trug, mußte dicht vor mir gehen, ich paßte auf, daß er nichts verschüttete, und verwaltete diesen kostbaren Besitz auch ganz allein.

Eines Tages kamen wir an ein Dorf, da konnte ich für zehn Mark etwas Fleisch kaufen und auf die Weise meine Vor-

räte zwei Tage lang schonen. Ich konnte mich freilich nicht entschließen, es zu essen. Es war von den an der Kinderpest gefallenen Ochsen in Scheiben geschnitten und an der Sonne getrocknet.

Wir waren nun auf dem Höhepunkt des Glends angekommen. Kalter, strömender Regen zwang uns zu unfreiwilliger Rast. Meine Jungens hatten sich eine Art Schutzdach zusammengestellt. Ich kampierte mit Lucie in der Sänfte. Immer fester klammerte ich mich an meinen himmlischen Vater. Es war so schwer, die wenigen Vorräte zu verzehren und dabei nicht einmal vorwärts zu kommen. Als endlich der Regen nachließ, rüstete ich zwei Knaben mit den nötigsten Lebensmitteln aus und schickte sie voraus nach Balaph mit einem Brief an den König Rhama, in dem ich dringend um seine Hilfe bat.

Nach zwei Tagen großer Not trafen wir zum Glück wieder ein Buschmannsdorf, dessen Oberhaupt unter der Oberhoheit von Rhama stand. Die Leute waren wirklich sehr nett zu uns, sie brachten Milch und was sie sonst hatten. Das Oberhaupt des Dorfes besaß auch Kühe, Ziegen und Schafe; als ich ihn aber bat, mir ein Schaf zu verkaufen, schlug er es ab, das Vieh gehöre nicht ihm, sondern dem König. Ich schilderte ihm unsere verzweifelte Lage, und er befahl, sein bestes Schaf zu schlachten, überreichte es mir mit der Bemerkung, daß er keinem Missionar etwas verkaufe, ich müßte es schon als Geschenk annehmen.

Hier konnten wir auch unsern Wasservorrat erneuern. Wie bald war er aber wieder zu Ende, und der ganze Rest war eine halbe Büchse voll! Eines Abends kam der Junge, der es zu tragen hatte, brachte es mir und sagte: „Bitte, nimm es, ich bin so furchtbar durstig; da könnte ich es in der Nacht womöglich austrinken, und es muß doch für Lucie bleiben.“ Noch einen ganzen Tag gingen wir, ohne Wasser zu finden, da erklärte einer der Knaben: „Mutter, jetzt gehst du nicht weiter; du bleibst hier, und wir gehen mit den Kürbiefaschen, um Wasser zu suchen.“ Am nächsten Abend kamen sie jubelnd mit Wasser zurück und stellten es vor mich hin: „Mutter, sieh, Gott ließ es uns finden, nun wollen wir Ihm aber auch erst dafür danken.“

Nun gingen die Lebensmittel aber wirklich zu Ende, und mein Vertrauen wurde auf harte Proben gestellt. Eine Handvoll in Wasser gekochtem Reis mit etwas Fett daran war die

ganze Tagesration für jeden Jungen, Lucie und ich hatten noch einen kleinen Rest Maffaroni. Tadellos benahmen sich meine jungen Leute, es war keine Klage zu hören. Auch auf die Heiden unter ihnen hatte die so oft erfahrene Hilfe des Herrn tiefen Eindruck gemacht. Wenn sich das Abendgebet mal verzögerte, kamen sie von selbst und sagten: „Mutter, wir wollen doch wieder bitten, daß Gott uns behütet.“ Ich teilte es ihnen nun mit, daß wir stille und vertrauensvoll auf Hilfe warten mußten, die Lebensmittel waren ganz verbraucht, da könnten wir auch nicht weitergehen. Sonnabend hatten wir den letzten Rest verzehrt. Sonntag hielt ich wie immer einen kleinen Gottesdienst mit meinen Jungens, sie kochten dann einen alten Lederriemen und schnitten ihn in kleine Stücke. Sie wollten lieber mit mir verhungern, als mich verlassen. „Du bist wie eine Mutter für uns gewesen; wir bleiben bei dir, aber wann bekommen wir zu essen?“ — „Heute vor Abend ganz gewiß,“ antwortete ich zuversichtlich. Um vier Uhr sagt plötzlich ein Junge: „Hör doch, welcher komischer Vogel, er ruft immer Ha—i, Ha—i.“ — „Das ist kein Vogel,“ sagt ein anderer, „das ist ein Mensch, der sein Gespann antreibt.“ Ich stürze dem Ton entgegen und alle Jungens mir nach. Richtig, da kam ein kleiner Wagen mit vier Paar prächtigen Ochsen bespannt, von zwei Männern begleitet. Der eine war Katschoka, der Schwiegersohn von König Rhama; er kam mir entgegen und fragte: „Bist du die Missionarsfrau, die ich suche?“ Als ich das bejahte, ließ er seinen Wagen vorfahren und stellte all die Kisten mit Lebensmitteln vor mich hin: „Das schickt dir Rhama mit seinem Gruß; er bittet dich, dies Geschenk von ihm anzunehmen und recht bald nach Palaph zu kommen.“ Was für Herrlichkeiten packten wir aus! Maismehl, Tee, Zucker, kondensierte Milch, getrocknete Früchte, Fleischkonserven und endlich eine schöne Matratze, die mir ganz extra die Frau des Missionars Wiloughby schickte. Nun sah ich meine Jungens an und fragte: „Was tun wir jetzt?“ Ohne Zögern antworteten sie: „Wir danken Gott.“ Mir traten Freuden- und Dankestränen in die Augen.

Als wir endlich satt waren, wurde alles schön aufgeräumt und wieder auf dem Wagen verpackt, auch alles Gepäck der Jungens fand darauf Platz. Lucie und ich streckten uns auf der Matratze aus zu einem tiefen erquickenden Schlaf. Nach zweieinhalb Tagen erreichten wir Palaph, wurden von Herrn und

Frau Wiloughby liebevoll empfangen und blieben eine Woche bei ihnen. Gerade 21 Tage war es her, daß wir den Nata verließen und sechs Wochen, daß wir aus Razungula abgereist waren; Sonntags hatten wir immer gerastet.

König Rhama besuchte mich bald und ich ihn wieder; meinen Dank wehrte er aber ab, erlaubte auch nicht, daß ich seine Leute belohnte, die uns geholt hatten. Meine armen beiden Jungs, die ich hergeschickt hatte, waren so erschöpft angekommen, daß gar nicht daran zu denken war, sie mir entgegenzuschicken. Ich packte nun soviel Proviant zusammen, als mein am Nata zurückgelassener Wagen irgend aufnehmen konnte, und schickte ihn dorthin. Die Ochsen und die zwei Leute waren, Gott sei Dank, gesund geblieben und brachten die Sachen gewissenhaft zum Zambesi, und ich bekam mein Gepäck.

3. Wie ich dem Tode entging.

Im „Zeitstern“ erzählt der frühere Missionar Dr. E. Vüring, der jetzt in Frankfurt wohnt, folgendes Erlebnis: Im Jahr 1893 verbrachte ich als jungverheirateter Mann einige Wochen mit meiner Frau und ihrer Mutter in einem kleinen Häuschen an der See bei Bonggol auf der Insel Singapore. Es war mein erster Ferienaufenthalt nach vierjähriger angestrenzter Arbeit als Missionar in Hinterindien, Borneo und China, und daher eine erwünschte Abwechslung für mich. Aber trotz der Notwendigkeit der Ruhe machte sich der Mangel an Arbeit bei mir bald bemerkbar, ich vermißte die regelmäßige Arbeit; und als ein amerikanischer Freund und Besucher, Herr V. aus Newyork, wie ich ein Korallenliebhaber, den Vorschlag machte, eine Segelfahrt um die Insel Singapore zu unternehmen und einige mir bekannte Riffe zu besuchen, willigte ich gerne ein.

Unser Fahrzeug war ein kleines chinesisches Boot (ein sogen. Sampan), das zum Segeln und Rudern gleich geeignet war. Wir Söhne des Westens konnten auf ausgebreiteten Matratzen auf dem Boden des Bootes, unser chinesischer Bootsmann, in Bescheidenheit, im engen Hinterteile des Fahrzeugs übernachten.

Die Fahrt war durchaus angenehm. Wir hielten täglich an mehreren Ortschaften an, wobei sich Gelegenheit bot zur Predigt des Evangeliums und zur Verbreitung des teuren Wortes Gottes unter Chinesen sowohl wie Malaien. Nur auf einem

Riffe bei der kleinen Insel Pulau Ujer Simau (wörtlich Simonadeninsel) drohte uns Gefahr. Ein plötzlich aufsteigendes Gemitter mit orkanartigem Sturm ließ unsern sonst ganz zuverlässigen Schiffer den Kopf verlieren, denn anstatt das Boot sofort in tieferes Fahrwasser zu steuern, hatte er zugelassen, daß es, als das Segel gerefft war, sich hart an dem von glasharten Korallen besetzten Riff in seichtem Wasser befand. Herr L. und ich sprangen sogleich aus dem Boot und versuchten durch energisches Gegenstemmen dasselbe vor dem Zerschlagenwerden zu bewahren, was uns auch nach längerer Mühe gelang. Freilich hörte die Gefahr erst auf, als der Sturm zu Ende war. So schwer hatten wir gearbeitet, daß unsere Schuhsohlen von den Korallen gänzlich zerschnitten und dauernd unbrauchbar geworden sind. Glücklicherweise blieben wir vor anderen Gefahren verschont, und gegen Abend des dritten Tages umsegelten wir einen Küstenvorsprung, hinter dem ich mein trautes Häuschen auf seiner sanften Anhöhe, von Kokospalmen umgeben, erblickte. Bald rief ein von uns als Signal gefeuerter Flintenschuß meine Frau und Schwiegermutter aus dem Hause an den nahen Strand, wo sie uns in der Nähe des gegen Krokodile und Haifische eingezäunten Badeplatzes unter den Kokosnußpalmen erwarteten. Bald hatten wir gelandet und unsere Betten, Reisetaschen und Korallen auf den Strand gebracht. Weil aber die Ebbe eingetreten war und ich mein Boot gern allezeit zum Gebrauch bereit hielt, stieg ich wieder ins Boot, um es in tieferem Wasser zu verankern, denn es ist fast unmöglich, einen schwergebauten und gerade darum so seetüchtigen Sampan, den die Ebbe auf dem Trockenen zurückgelassen hat, vor Eintritt der Flut wieder flott zu machen.

In kurzer Zeit hatte ich mein Boot an seinem Ankerplatz gesichert, und nun sprang ich ins Wasser, um an den Strand zurückzuschwimmen. Nach dem heißen Nachmittage war das kühlende Bad köstlich, und wenngleich in voller Tageskleidung, konnte ich es mir doch nicht versagen, mich in dem zur Ebbezeit besonders klaren und angenehmen Wasser eine Zeitlang zu tummeln. Wohl merkte ich, daß man mich vom Ufer aus rief, aber ich ermahnte scherzend zur Geduld. Mein Zeug war doch einmal naß, der Fünfuhr-Tee konnte ein paar Minuten warten. Ich tauchte und schwamm noch länger hin und her. Da —, als ich eben wieder aus der Tiefe auftauchte —, sah ich, wie meine Frau am Strande offenbar in eine Ohnmacht fiel und noch recht-

zeitig von Herrn V. und ihrer Mutter in den Armen aufgefangen wurde. Jetzt konnte ich nicht mehr länger im Wasser verweilen. So schnell wie möglich schoß ich mit weit ausholenden Armen dem Ufer zu und war auch bald am Lande. Ich fand meine Frau totenbleich auf dem weißen Sande ausgestreckt, ihre Mutter bemüht, ihre Kleidung um den Hals zu lösen, meinen amerikanischen Freund mit einer aufgelesenen Kokosnußschale voll Seewasser ihr Gesicht nezend. „Was ist los?“ rief ich ängstlich aus, denn so hatte ich meine Frau noch nie gesehen, aber ich fragte umsonst. Erst als sie die Augen wieder aufschlug und ich ihren dankbaren glücklichen Blick auf mich gerichtet sah, erfuhr ich, in welcher Gefahr ich geschwebt.

Ein gewaltiger Haifisch hatte auf mich Jagd gemacht, ohne daß ich ihn bemerkte. Mehrfach war sein breiter, grünschwarzer Rücken mit der großen dreieckigen Flosse aus den Wellen aufgetaucht, als der Fisch meinen Spuren folgte. Meine Freunde hatten meine Lebensgefahr gesehen und mir laut zugerufen, aber ihre Stimmen waren von dem Brausen der brechenden Wogen übertönt worden. Sie sahen, wie das böse Tier sich auf die Seite legte, um mich mit seinem von dreifacher Zahnreihe strotzenden Rachen zu erfassen. Hierbei wurde sein weißlicher Bauch sichtbar — der Schwimmer war also verloren. Jetzt fiel meine Frau vor Schrecken in Ohnmacht, das erste Signal, das mich zur Eile antrieb, und das mir durch Gottes Fügung zur Rettung gereichte; denn mein schnelles Schwimmen brachte mich bald außerhalb des Bereichs des gefürchteten Seeräubers.

Die dann und wann angezweifelte Tatsache, daß der Hai nur durch teilweises Umwenden seines Körpers einen auf der Oberfläche des Wassers schwimmenden Gegenstand mit den Zähnen erhaschen kann, muß ich aus mehrfacher Erfahrung bestätigen. Daß der Hai in diesem Umwenden des Körpers keineswegs sehr geschickt ist, ist ein Trost für den Schwimmer, den ich einige Jahre später, als ich zum zweiten Male beim Bade mit einem Hai in unliebsame Berührung kam, erfuhr. Damals war ich jedoch meiner Gefahr bewußt und rettete mich schleunigst aufs Trockene, wohin mir mein Feind nicht folgen konnte. Dagegen habe ich bei der oben beschriebenen Gelegenheit meine Rettung vom Tode der gütigen und starken Hand Gottes allein zuzuschreiben, und zwar war es nicht das einzigmal in meinem Leben, daß ich mit David rühmen konnte:

„Ich habe Dir, Gott, gelobt, daß ich Dir danken will, denn Du hast mein Leben vom Tode errettet.“

Wie die obigen drei Erzählungen aus früherer und neuer Zeit uns neu zeigen, vermag Gott zu schirmen und zu retten. Dies hat Er von altersher jederzeit bewiesen zu Wasser und zu Land. Das haben auch viele Tausende im letzten Krieg erfahren. Möchten nur alle Ihm dafür von Herzen danken und Ihn erkennen zu ihrem zeitlichen und ewigen Heil! Vertrauet auch ihr euch Ihm an von ganzem Herzen und wandelt in Seinen Wegen!



Errettet vom zweifachen Tode.

Constantia, die Gemahlin Peter III., König von Aragonien, beschloß, den Prinzen Karl von Salerno hinrichten zu lassen, um den Tod Conradins von Schwaben, der in Neapel enthauptet worden war, mit seinem Tode zu rächen. Sie schickte daher an einem Freitag früh zu ihm und ließ ihm sagen, das Blutgerüst wartete seiner noch heute. Aber statt in Verzweiflung zu fallen und zu tun, was des Mannes und Christen unwürdig ist, gab der Prinz zur Antwort, der Tod würde ihm um so leichter werden, als er an dem Tage sterben solle, an welchem sein Erlöser gestorben sei.

Von dieser Antwort wurde die Königin tief ergriffen und ließ dem Gefangenen sagen: „Weil der Prinz von Salerno dieses Tages wegen gern stirbt, so will ich ihm auch aus Liebe zu Dem verzeihen, der an diesem Tage auch für mich gestorben ist!“

So wurde Christus diesem gläubigen Prinzen zum zweifachen Erlöser. — Beachten denn auch wir das Wort der Heiligen Schrift: „Vergebet einer dem andern, gleichwie Gott euch vergeben hat in Christo!“ (Eph. 4, 32.)

Die Weltsprache der Sprachlosen.

Die Heilige Schrift sagt uns, daß die Verwirrung der Sprachen in ihren Anfängen durch den Ungehorsam und den Hochmut der Menschen plötzlich herbeigeführt worden sei. Sie widersetzten sich Gottes Befehl, der ihnen geboten, sich über die ganze Erde zu verbreiten. Sie wollten Gott Trotz bieten. Gott aber verwirrte ihre Sprache bei dem Turmbau zu Babel. Und obwohl einst „die ganze Erde eine Sprache und einerlei



Nr. 1.

Worte hatte“ (1. Mose 11), zählt man heute auf Erden mehrere Hunderte von Sprachen. Diese sind aber alle, wie das auch die Gelehrten durch ihre Forschungen dargetan haben, mehr oder minder miteinander verwandt. Sie lassen sich auf gemeinsame Stämme und Wurzeln zurückführen.

Die Sprachenverwirrung erschwert in Handel und Wandel sehr den Verkehr der Menschen und Völker untereinander. Es fehlt darum nicht an Versuchen, künstlich eine einheitliche Weltsprache zu schaffen, die von allen Völkern leicht zu erlernen wäre. Ihr selbst

habt vielleicht schon von zweien dieser Sprachen gehört, vom Volapük und vom Esperanto. Auch diese werden aber wieder der Vergessenheit anheimfallen, jedenfalls nicht das Gemeingut aller Völker werden.

Unsere Soldaten redeten in dem letzten Kriege, durch den sie unter fast alle Völker Europas verschlagen wurden, in gewisser Hinsicht eine überall verständliche Weltsprache: die Gebärdensprache. Unter den Russen und Polen, Serben und Kroaten, Engländern, Franzosen und Türken usw. half ihnen dieselbe, sich zu verständigen. Sie hatten sie aber nicht erfunden, sie

kannten sie schon, und sie ist von alters her in Gebrauch gewesen, seitdem die Sprachverwirrung besteht. Besonders wurde sie stets von den Taubstummen geredet.

Nun ist es seltsam, aber gut begreiflich, daß gerade die Taubstummen, denen die Sprache völlig versagt ist, die Gebärdensprache, die man also eine Weltsprache nennen kann, am besten sprechen. Sie lernen sie am schnellsten und üben sie am leichtesten. Sie beobachten nämlich schärfer und genauer als andere jede Bewegung und jedes Mienenspiel der Menschen und sind darauf angewiesen, sie zu verstehen und sich auf diese Weise zu verständigen. —

Wenn die Taubstummen unter sich „reden“, so versteht aber längst nicht jeder die Gebärden, die sie machen. Bei dem schnellen Ge-



Nr. 4.



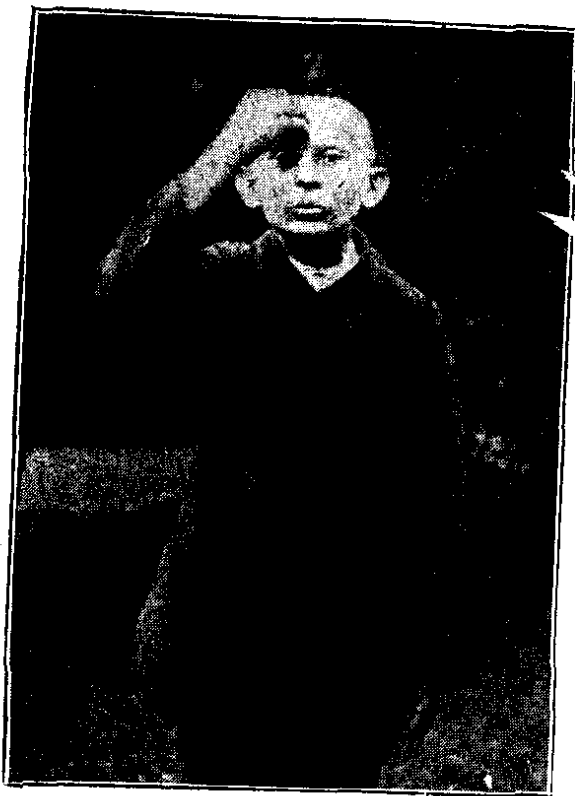
Nr. 3.



Nr. 2.

brauch „reden“ sie nämlich meist in hergebrachten Abkürzungen, und ihre Gebärden oder „Worte“ folgen einander unglaublich schnell.

Zwar sind an verschiedenen Taubstummenanstalten und in verschiedenen Ländern teilweise verschiedene Abkürzungen und Zeichen, aber man kann doch sagen, daß im großen und ganzen die Gebärdensprache der Taubstummen eine internationale ist; sie ist also wirklich eine Weltsprache. Für den Uneingeweihten erfordert es jedoch zumeist einiges Nachdenken, um ihre Zeichen



Nr. 5.

oder Gebärden zu verstehen. Ich möchte denn auch meine jungen Leser bitten, die einzelnen Gebärden auf den beifolgenden 6 Abbildungen zu deuten. Ich habe absichtlich nur Ziffern darunter gesetzt und nicht gleich die Deutung, um euch zum Denken anzuregen. Bei Nr. 1 sehen wir den Knaben die Hände flach aufeinander schlagen. Was will er damit sagen? —

Er bedeutet dadurch, daß das, was er sagt, wahr ist. Sein Händenspiel bekräftigt es denn auch durch seinen überzeugenden Blick und offenen Mund, als solle man in sein Inneres schauen, wie wahr sein Herz sei.

Leichter sind die Nummern 2 und 4 zu deuten. Jedermann versteht, daß der Junge, der den Kopf schüttelt und die leeren Hände zeigt, damit nein sagen will, oder daß er nichts habe oder finden könne. Wie oft ist gerade diese Gebärde unseren Feldgrauen in Feindesland begegnet, wenn sie nach Waffen oder Lebensmitteln fragten.

Bei Nr. 4 deutet uns der Knabe durch seine erhobenen Hände an, daß er mit seiner Arbeit fertig sei. Die erhobenen Hände zeigten ja auch bei den Feinden, daß sie nicht weiter kämpfen wollten und für sie der Kampf fertig oder aus sei.

Was aber will Nr. 3 sagen? — Der Junge macht einen

Querstrich über die Stirn; dabei deutet sein Gesichtsausdruck an, daß er das Pulver nicht erfunden habe. Sein Gebärden-
spiel sagt uns also das Wort für dumm.

Im Gegensatz zu ihm sehen wir bei Nr. 5 einen Jungen, der den Klugen markiert. Sein Gesichtsausdruck gibt erst dem Zeichen den lebendigen Inhalt. Der Sprechende wie der Hörer muß also, wie überall bei der Gebärden-
sprache, nur Phantasie besitzen, dann wird die „Weltsprache“ schon verstanden.

Die Phantasie ist auch wieder nötig bei Nr. 6. Der Zeige-
finger wird vor der Nase von dem Daumen in die Höhe ge-
schnellt. Dabei trägt der Bursche die Nase hoch und wirft den Kopf zurück. Ferner zeigt er durch die herabhängenden Mund-
winkel und durch die nur halb offenen Augen, daß er die Dinge und Menschen „von oben herab“ beschaut. Zugleich drückt er mit der linken Hand seine Jacke fest an sich, als fürchte er, von seiner Umgebung besfleckt zu werden. Sein Gebärden-
spiel ist also das Wort für stolz.



Nr. 6.

Nun, ihr Lieben, auch wir alle, auch wenn wir nicht mit Worten reden, „predigen“ oder „sprechen“ tagtäglich stumm und laut durch unsere Gebärden, durch unser Tun und Lassen, durch unsere Blicke, selbst durch unsere Haltung und Kleidung. Wer Menschenkenntnis besitzt, der kann verstehen und beurteilen, wes wir sind und wem wir dienen. Daher kommt es auch, daß die Heilige Schrift von den Christen sagt, daß sie „Briefe Christi“ seien, die zwar nicht mit Feder und Tinte geschrieben seien, aber gut offen zu lesen wären, so daß aus ihnen jedermann den Willen Gottes und die Gesinnung Christi erkennen könne. (2. Kor. 3, 3.)

So kann man denn wirklich von dem Wandel der Christen als von einer Weltsprache reden. Sie sollen durch ihren

gottseligen Wandel „tadellos und lauter sein“ als „unbescholtene Kinder Gottes, die inmitten eines verdrehten und verkehrten Geschlechts in der Welt scheinen wie Himmelslichter“. (Phil. 2, 14—16.) Wenn dies der Fall ist, so „stellen sie das Wort des Lebens dar“, d. h. sie verkündigen das Wort Gottes ohne Worte durch ihre Taten.

Wie schön und klar redet z. B. überall der Fleiß, die Treue und dienende Liebe; wie werden sie überall geschätzt und verstanden! Wahrlich, das ist die beste Weltsprache. Sagt, meine lieben jungen Freunde; redet ihr sie zum Preise Gottes und euch und andern zum Segen? — Gott weiß es und wird demgemäß euch früher oder später segnen und lohnen, wenn es geschieht.

Silbenrätsel.

aa, a, fünf, ha, men, reif, von, sieg, so, treu, un.
Aus diesen 11 Silben bildet sieben Worte!

1. Ein herrlich Teil, das Gott uns gab im Sohn,
Die Überwinder sind's, die in ihm stehen.
2. Gesalbt von Gott, zu nah'n dem Gnabenthron,
Zu opfern dort, zu segnen und zu flehen.
3. Ein schöner Name ist's des treuen Herrn,
Denn wie Er war und ist, so wird Er bleiben.
4. Auch dies Sein Name ist; und nie ist's fern,
Wenn betend Not und Dank zu Gott uns treiben.
5. So soll zur Erntezeit die Frucht nicht sein,
Nur im Gericht der Sturm das Obst so sichtet.
6. So viele nur zur Hochzeit gehen ein,
Weil hier zur rechten Zeit sie sich gerichtet.
7. So hieß der Onkel einer reichen Braut,
Die, fern vom Bräutigam, ihm ward getraut.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter, von oben nach unten gelesen, und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ergeben zusammen einen Wunsch, der schon durch das Rätsel, vor allem aber durch das ganze Büchlein selbst sich an euch zu eurem Segen erfüllen möge.

Wie heißt der Wunsch; und wer gibt die Bibelstellen an, wo sich die sieben Wörter oder Namen finden? Zur Erleichterung sei euch nur gesagt, daß das Wort, das an fünfter Stelle stehen muß, nicht im letzten Buch der Bibel steht nach Luthers Übersetzung, wohl aber in der Elberfelder Übersetzung und in der von Dr. H. Wiese. Ferner noch dies, daß jener Onkel (das 7. Wort) im Alten Testament in einem der Kapitel genannt wird, in denen uns das Leben Isaaks erzählt ist.



Was aus einem Sklavensüßlein werden kann.

(Fortsetzung.)

3. Der Weg zur Schule.

Da hörte Washington eines Tages in seinem Kohlenbergwerk zwei Bergleute von einer großen Schule oder Erziehungsanstalt sprechen, die vor kurzer Zeit in einem andern Teil Virginien's gegründet worden und vor allem für Farbige oder Schwarze bestimmt sei. Es handelte sich um die sogenannte landwirtschaftliche Normalschule in Hampton, eine Art Lehrerseminar, wo den Schülern aber auch neben dem Unterricht Gelegenheit geboten wurde, ein Handwerk oder Gewerbe zu erlernen. Bei der im Bergwerke herrschenden Dunkelheit schlich sich Booker so nahe als möglich an die beiden Männer heran, um ja keines ihrer Worte zu verlieren. Was er da vernahm, das erweckte sein höchstes Interesse; und obgleich er keine Ahnung hatte, wo die Schule lag, wie weit sie entfernt sei, und wie er dorthin gelangen sollte, reisste doch schon der feste Entschluß in ihm, koste es, was es wolle, in dieser Anstalt Aufnahme zu suchen.

Allerdings vermochte er denselben nicht sofort auszuführen. Er mußte sich noch einige Zeit mit Geduld wappnen. Doch wurde ihm vorläufig wenigstens die Freude zu teil, daß er das Bergwerk verlassen durfte, indem er als Diensthote im Hause seines bisherigen Arbeitgebers mit einem Monatslohn von 20 Mark Anstellung fand. Doch trat Booker seine neue Arbeit mit Bittern und Zagen an. Denn seine zukünftige Herrin, die aus dem Norden stammte, stand in dem Rufe, sehr strenge gegen ihre Diensthoten zu sein, und nur selten hatte es bis jetzt einer der Negerjungen länger als zwei bis drei Wochen bei ihr ausgehalten. Seine Angst war unbegründet. Die Herrin verlangte nichts weiteres als peinliche Sauberkeit, pünktliche Pflichterfüllung und Offenheit und Ehrlichkeit, und diesen Anforderungen vermochte der willige, arbeitseifrige Knabe bald vollauf zu genügen. So fand er in der anfänglich Gefürchteten schließlich eine wohlwollende Freundin und Gönnerin, die ihn besonders in seinem Wissensdrange ermutigte und förderte und ihm in der Folgezeit oft mit Rat und That helfend zur Seite stand.

Etwa 1½ Jahre befand er sich bereits in seiner Dienst-

stelle. Aber so gut es ihm in derselben auch ging, so konnte er doch die Anstalt in Hampton nicht vergessen. Diese blieb vielmehr fortwährend das Ziel seiner glühendsten Wünsche. Und seine Sehnsucht und sein Verlangen wurden schließlich so groß, daß er sich nicht länger mehr bemeistern konnte. So trat er mit kühnem Entschluß im Herbst 1872 im Alter von etwa 14 Jahren die Reise nach Hampton, dem für ihn Gelobten Lande, an. Seine wenigen Habseligkeiten hatten in kleinem Handkofferchen Platz gefunden, und auch das Reisegeld beschwerte ihn nicht stark, da der größte Teil seines Lohnes den Eltern zugute gekommen war und er nur ein kleines Säckchen hatte beiseite legen können. Er mußte denn auch bald die schmerzliche Entdeckung machen, daß seine Barschaft bei weitem nicht ausreichte, um die Reise nach dem 800 Kilometer entfernten Hampton bequem im Bahn- oder Postwagen machen zu können. Aber er ließ sich nicht entmutigen, so sehr er auch unter Hunger und Entbehrung mancherlei Art zu leiden hatte. Meist zu Fuß wandernd, hie und da sich auch einen Platz im Postwagen oder in der Eisenbahn erbettelnd, gelangte er nach längerer Reise in die große Stadt Richmond, die noch einige 100 Kilometer von Hampton entfernt ist. „Als ich ankam,“ so erzählte er uns, „müde, hungrig und schmutzig, war es spät abends. Ich war noch nie in einer größeren Stadt gewesen, was meine traurige Lage noch verschlimmerte. Ohne Geld, ohne einen einzigen Bekannten am Orte und unbekannt mit den Gebräuchen der Großstadt, wußte ich nicht, wohin ich mich wenden sollte. Ich bat in mehreren Häusern um Nachtquartier, aber alle verlangten Geld, und das hatte ich nicht. Da ich nichts besseres anzufangen wußte, wanderte ich in den Straßen umher. Dabei kam ich an so mancher Bude mit Gewaren vorbei, bekam aber nichts von alledem. — Auf diese Weise muß ich mich bis nach Mitternacht umhergetrieben haben. Endlich war ich so erschöpft, daß ich mich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Gerade als meine körperliche Erschöpfung den höchsten Grad erreicht hatte, kam ich an eine Stelle, wo der hölzerne Fußweg sich ziemlich hoch über den Straßendamm erhob. Ich wartete einige Augenblicke, bis ich sicher war, daß mich niemand bemerkte, schlüpfte unter den Fußweg und lag die ganze Nacht auf der Erde mit meinem Kleiderbündel unterm Kopf. Fast die ganze Nacht hörte ich die Schritte der Vorübergehenden über mir. Am nächsten Morgen erwachte ich einigermaßen ge-

stärkt, aber sehr hungrig.“ Er suchte und fand dann auf einem Schiffe Arbeit, um sich das nötige Reisegeld für die Weiterreise zu verdienen. Und damit er dieses Ziel schneller erreiche, d. h. mehr Geld beiseite legen könne, fuhr er fort, unter demselben Fußsteig zu schlafen, der ihm während der ersten Nacht in Richmond Schutz gewährt hatte. „Viele Jahre später,“ so fügt Washington bei, „bereiteten mir die farbigen Einwohner von Richmond einen Empfang, bei dem 2000 Personen zugegen gewesen sein mögen. Dieser Empfang fand nicht weit von der Stelle statt, wo ich meine erste Nacht in Richmond zugebracht hatte; und ich muß gestehen, daß meine Gedanken an jenem Abend mehr bei dem Fußweg verweilten, als bei der Feier, so große Freude mir dieselbe auch bereitete.“

Wohlbehalten traf Washington endlich in Hampton ein, und zwar mit einem Vorrat von ganzen 2 Franken und 50

Stappen für alle kommenden Bedürfnisse, wie Schulgeld, Unterhalt, Kleidung und dergleichen. Das erste und wichtigste war nun für ihn, Aufnahme in der Anstalt zu suchen. Er stellte sich sofort der Vorsteherin vor; aber ungewaschen, schlecht genährt und dürftig gekleidet, wie er damals war, machte er natürlich nicht den günstigsten Eindruck. Man konnte ihn nach seinem eigenen Bekenntnis ganz gut für einen Landstreicher halten. Die Vorsteherin ließ ihn denn auch längere Zeit stehen, ohne



Ein glücklicher Negerknabe.

ihm eine Antwort zu geben. Endlich sagte sie zu ihm: „Die Aula nebenan ist noch nicht rein gemacht. Nimm einen Besen und fege sie aus!“ Das war nun zwar eine eigenartige Aufnahmeprüfung, aber eine, wie sie sich für Booker nicht günstiger hätte treffen können. Denn Fegen konnte er aus dem ff; das hatte er bei seiner früheren Meisterin gründlich gelernt. Er machte denn auch seine Arbeit tadellos, daß sie der eingehendsten Prüfung standhielt und die Vorsteherin erklärte: „Mir scheint, wir können dich hier aufnehmen.“

So hatte Washington endlich glücklich das langersehnte Ziel erreicht. Der Weg zu Wissen und Bildung stand ihm nun offen.

4. In der Schule zu Hampton.

Mit dem Eintritt in die Schule waren die Schwierigkeiten keineswegs zu Ende. Zwar fiel ihm das Lernen leicht. Trotz seiner mangelhaften Vorbildung gehörte er bald zu den besten Schülern. Aber eine schwierige Frage war die, wo er die Mittel zur Bestreitung der Kosten für Unterhalt und Unterricht hernehmen sollte. Doch da half ihm seine so gut bestandene Aufnahmeprüfung aus der größten Verlegenheit heraus. Die Vorsteherin der Anstalt bot ihm die Stelle des Pfortners, die Booker natürlich mit Freuden annahm. Zwar brachte ihm dieses Amt harte körperliche Arbeit neben dem Studium. Er mußte eine Menge Zimmer reinigen und im Winter Feuer anmachen; und seine Arbeitszeit dauerte meistens von morgens 4 Uhr bis spät in die Nacht hinein. Aber das schreckte ihn nicht ab. Gab ihm doch seine Pfortnerstellung die Möglichkeit, sich fast seinen ganzen Unterhalt zu verdienen. Sie hatte dazu noch das Gute in ihrem Besolge, daß ein Freund der Anstalt und Wohltäter der Schwarzen sich entschloß, für den eifrigen und unermüdlich tätigen Zögling die Kosten des Unterrichts, oder mit andern Worten das Schulgeld während seines ganzen Aufenthaltes in Hampton zu bezahlen. So war Washington also wenigstens in dieser Beziehung allen Sorgen enthoben. — Dagegen machte ihm im Anfang noch gar manches andere ernstlich zu schaffen. Das Leben in der Anstalt brachte für den ungebildeten Negerknaben gar vieles Neue und Ungewohnte, in das er sich nur mit Mühe hineinfinden konnte. Er sagte selbst darüber: „Das Leben in Hampton war für mich die Einführung in ein neues Leben. Die regel-

mäßigen Mahlzeiten, der Gebrauch des Tischtuches, der Servietten, der Badewanne und der Zahnbürste, ja der Bettücher, — alles war mir neu. Bis dahin hatte ich noch niemals in einem Bette mit zwei Bettüchern geschlafen. Dieselben bereiteten mir viel Kopfzerbrechens. Die erste Nacht schlief ich unter beiden, die zweite Nacht über beiden, aber indem ich die andern Knaben beobachtete, lernte ich, wie man es machen soll und habe die Lehre seither getreulich weitergegeben.“

Groß waren die Fortschritte, die Washington trotz allen äußeren Hemmnissen und Hindernissen in den verschiedenen Wissenszweigen machte. Aber nicht geringer war auch der innere Gewinn, den er davontrug. Er wurde in Hampton nicht nur gelehrter, sondern auch innerlich gereift. Er nahm zu an wahrer Herzens- und Gemütsbildung. Er sagt selbst: „Von dem, was ich in Hampton lernte, stand das Wenigste in den Lehrbüchern.“ Einen tiefen und nachhaltigen Eindruck machte auf ihn die Selbstlosigkeit und opferwillige Liebe vieler Lehrer. An ihnen lernte er, wie er selbst bekennt, daß der der glücklichste ist, der in selbstloser Liebe am meisten für andere tut.

Vor allem aber hatte der strebsame Jüngling hier das Glück, die Bibel, das teure, seligmachende Wort Gottes, kennen zu lernen. „Eine Lehrerin“, so erzählt er, „Fräulein Lord, lehrte mich die Bibel kennen und lieben. Ich lernte sie schätzen. Gottes Wort senkte sich so tief in mein Inneres, daß ich noch heute, wie sehr ich auch mit Geschäften überhäuft bin, jeden Morgen vor Beginn der Arbeit ein Kapitel oder doch den Teil eines Kapitels in der Bibel lese.“ Gottes Wort führte ihn dort, wie wir annehmen dürfen, zur Erkenntnis des Heils in Christo.

Einmal während seiner Studienzeit in Hampton wurde ihm die große Freude zuteil, in den langen Sommerferien nach Hause reisen zu dürfen. Seine Mutter und sein älterer Bruder John hatten mit vieler Mühe das nötige Geld für die Heimreise zusammengespart. Es war das letztemal, daß er seine Mutter sehen sollte. Schon längere Zeit leidend, wurde sie unerwartet vom Tode dahingerafft während der Anwesenheit des Sohnes in der Heimat. Dieser Schlag traf unseren Washington, der mit inniger Liebe an seiner Mutter hing und nichts Sehnllicheres wünschte, als ihr einmal ein freundlicheres und angenehmeres Dasein verschaffen zu können, hart. Gerne kehrte er darum auch wieder in sein geliebtes Hampton zurück, nachdem er sich mit

vieler Mühe das Geld für die Rückreise selbst wieder erarbeitet hatte. — Im Juni 1875 hatte er seine Ausbildung in Hampton zu Ende. Er war besonders im dritten und letzten Jahre noch recht fleißig gewesen, so daß er auf der „Ehrenliste“ der abgehenden Zöglinge stand, auf die nur diejenigen kamen, die sich durch Fleiß und Leistungen besonders ausgezeichnet hatten.

5. Erste Lehrtätigkeit.

Als Washington Hampton verließ, hatte er wohl das Lehrerdiplom in der Tasche, aber keinen Pfennig Geld. Darum galt es nun, zuerst sich die nötigen Mittel zum Leben und für die Heimreise zu verschaffen. Er verdingte sich den Sommer über kurzerhand als Kellner in ein Sommerhotel und kehrte dann erst in die Heimat zurück. Dort öffnete sich nun dem jungen, taten-
durstigen Lehrer sofort ein Wirkungsfeld, indem man ihm die gerade freie Lehrstelle an der Negerschule übertrug. Es begann damit einer der glücklichsten Abschnitte seines Lebens. Hier war ihm Gelegenheit geboten, seinen eigenen Landsleuten zu dienen. Mit Feuereifer stürzte er sich in die Arbeit. Er begnügte sich nicht damit, die Jugend zu unterrichten und sie so ins Wort einzuführen, sondern er errichtete auch eine Abendschule für ältere Knaben und Mädchen, ja für Männer und Frauen. Dabei gab er noch Privatunterricht, ohne viel auf Bezahlung zu sehen. So waren seine Werkstage wohl ausgefüllt. Er unterrichtete und arbeitete oft fast ununterbrochen von morgens 8 Uhr bis abends 10 Uhr. Ja selbst am Sonntag stellte er sich noch in den Dienst seiner Gemeinde, indem er an zwei Orten Sonntagschule hielt. — Diese aufopfernde und erfolgreiche Tätigkeit in der alten Gemeinde dauerte einige Jahre fort, bis dann das alte Verlangen und der Drang nach weiterer Ausbildung in dem jungen Lehrer wieder mächtig wurde und ihn veranlaßte, einige Monate sich selbst neuerdings in einer höheren Lehranstalt in Washington auf die Schulbank zu setzen. Kaum war er dann in die Heimat zurückgekehrt, um seine Lehrstelle wieder zu übernehmen, als er von General Armstrong die ehrende Anfrage erhielt, ob er geneigt sei, in das Lehrpersonal der Anstalt Hampton einzutreten. Es war dies im Jahr 1879. Washington gab, allerdings erst nach schweren Bedenken, weil er sich fast nicht von der ihm lieb gewordenen Arbeit in der Heimat trennen konnte, seine Zusage.

Die Aufgabe, die Armstrong dem jungen Lehrer zugedacht hatte, war keine leichte. Man wollte den Versuch machen, in Hampton neben den Schwarzen auch Indianer auszubilden und zu erziehen. Zu diesem Zwecke hatte man aus den Gebieten, die den unterworfenen Indianern zur Ansiedelung überlassen worden waren, über 100 wilde, zum Teil ganz unwissende, junge Indianer kommen lassen. Und Washington sollte nun diesen jungen Leuten als Hausvater und Lehrer vorstehen. Man sagte diesem Versuch vielfach nichts Gutes voraus. Die Ansicht war ziemlich allgemein verbreitet, daß es nicht gelingen werde, die Rothhäute zu erziehen. Washington selbst zweifelte anfänglich an dem Gelingen des Unternehmens. Aber er erwies sich als der Mann, um auch eine solche schwierige Aufgabe mit Erfolg durchzuführen. „Es ging nicht lange,“ erzählt er uns, „so besaß ich das volle Vertrauen der Indianer und nicht allein dieses, ich darf wohl sagen: ich besaß auch ihre Liebe und Achtung. Ich fand, daß sie nicht viel anders waren, als andere Menschen auch, bei guter Behandlung zugänglich, bei schlechter Behandlung störrisch.“

Gerade in dieser Zeit, während Washington als Indianer-erzieher erfolgreich tätig war, mußte er schmerzliche Beispiele der Feindseligkeit und Verachtung, denen die schwarze Rasse damals noch ausgesetzt war, erleben. Als er eines Tages mit einem kranken Indianerknaben in die Landeshauptstadt reisen mußte und sich auf dem Dampfschiff zur Mittagszeit in den Speisesaal begeben wollte, da wurde ihm bedeutet, daß der Indianer zwar Zutritt habe, er, der Schwarze, aber nicht. Ebenso wurde er im Gasthof zu Washington behandelt. Den Indianer war man bereit aufzunehmen, den schwarzen Lehrer aber wies man ab.

Doch Washington ließ sich durch solche bittere Erfahrungen nicht niederbeugen und entmutigen, sondern sie waren ihm nur ein neuer Ansporn, alles aufzubieten, um für sein Volk Bahn zu machen. Und dazu eröffnete sich ihm nun durch Gottes gnädige Führung unerwartet ein großes und reiches Arbeitsfeld.

6. Auf dem richtigen Posten.

Nach vollendeter Abendandacht machte General Armstrong eines Tages im Mai 1881 Lehrern und Schülern in Hampton die Mitteilung, er habe die Aufforderung erhalten, jemanden

zu bezeichnen, der für die Leitung einer neu zu gründenden Lehranstalt für Schwarze in Tuskegee im Staate Alabama passen würde. Jedermann erwartete, daß die Wahl selbstverständlich auf einen Weißen fallen werde. Um so größer und gewaltiger war die Überraschung für unseren Washington, als ihn der General am andern Morgen zu sich rufen ließ und die Anfrage an ihn richtete, ob er geneigt wäre und sich getrauen würde, die Stellung zu übernehmen. Washington sagte zu, und nach einer Anzahl Tage kam eines Sonntags abends aus Tuskegee ein Telegramm an, des Inhalts: „Booker Washington geeignet. Senden Sie ihn sofort!“

Nun konnte Washington seine eigentliche Lebensarbeit beginnen; aber unter welchen erschwerenden Umständen mußte dies geschehen! Als er in Tuskegee eintraf, da fand er Verhältnisse vor, die manchen andern völlig abgeschreckt und veranlaßt hätten, mit dem nächsten Zuge wieder abzureisen. Wohl war der Ort ein idealer Platz für eine Schulanstalt für Farbige. Er lag im Mittelpunkt der Negerbevölkerung des Südens und doch etwas abgelegen von dem Verkehr und den Zerstreuungen und den sittlichen Gefahren der großen Welt. Es fehlte auch nicht an lernbegierigen Schülern, alten und jungen, die in die Anstalt aufgenommen zu werden wünschten. Aber umsonst schaute er sich nach einem Schulhaus, nach den nötigen Lehrmitteln und dem nötigen Mobiliar, wie eine Anstalt für viele Zöglinge es erfordert, um. Von allen diesen Dingen war auch noch nicht die geringste Spur vorhanden. Das einzige, auf das sich Washington vorläufig stützen konnte, war ein jährlicher Beitrag von 8000 Mark, der von der Regierung zugesichert worden war, aber nur für Lehrergehälter verwendet werden durfte. Für den Ankauf von Land, Gebäuden, Lehrmitteln war nichts vorgesehen. Da war guter Rat teuer. Aber Washington ließ den Mut nicht sinken, und im Vertrauen auf Gottes Treue und des Herrn Segen und mit seiner oft bewährten, vor nichts zurückschreckenden Energie überwand er alle Schwierigkeiten.

Natürlich galt es nun zuerst, ein Unterkommen für sich und seine Schule zu suchen, das möglichst wenig kostete. Nach langem Umherirren gelang es ihm, eine halb verfallene Blockhütte und eine alte, in nicht besserem Zustande sich befindende Kirche zu mieten. Wie primitiv und dürftig diese erste Heimstätte für die neue Anstalt war, geht daraus hervor, daß der Regen fast

überall ungehindert Zutritt fand. In der ersten Zeit mußte ein älterer Schüler bei Regenwetter einen Schirm über Washington halten, wenn er den übrigen die Aufgaben überhörte. Und den gleichen Dienst hatte ihm nicht selten die Wirtschafterin zu leisten, wenn er frühstückte. Trotz dieses ärmlichen und dürftigen Anfanges aber wuchs die Zahl der Zöglinge rasch, und Washington, der bis jetzt Direktor und Lehrer und Hausvater in einer Person gewesen war, mußte sich nach einer Hilfskraft umsehen. Er fand dieselbe in der Person einer ebenfalls seiner Klasse angehörenden, vielseitig ausgebildeten Lehrerin, Fräulein Olivia Davidson. Und eine bessere Wahl hätte er wohl nicht treffen können. „Sie brachte,“ so bekennt Washington dankbar, „neben neuen und wertvollen Erziehungsprinzipien einen seltenen Charakter und eine Selbstlosigkeit sondergleichen in die Schule mit. Keine einzelne Persönlichkeit hat mehr dazu beigetragen, die Grundlagen der Anstalt in Tuskegee derart zu festigen, daß Ersprießliches geleistet werden konnte.“ Nachdem Fräulein Davidson mehrere Jahre ihm als treue Gehilfin zur Seite gestanden, und er so genügend Gelegenheit gehabt hatte, ihren Wert zu erkennen, erwählte er sie schließlich zu seiner Gattin, und es war wohl der größte Schmerz seines Lebens, als sie ihm nach bloß vierjährigem Ehestand durch den Tod entrißen wurde.

Mit seiner neuen Gehilfin stellte Washington nun vor allem ein bestimmtes Programm für ihre Lehr- und Erziehungstätigkeit auf. Wie schon in Hampton, so erkannte er jetzt immer deutlicher, daß seinen Schülern und der ganzen Negerrasse nicht gedient sei, wenn sie bloß mit leerem Wissen vollgepfropft werden. Als ebenso nötig erschien es ihm, die Schüler zu gesitteten, tüchtigen, arbeitsamen und brauchbaren Menschen heranzuziehen, die einmal als ein Salz unter ihren Volksgenossen wirken und überall nicht nur als Lehrer, sondern auch als Handwerker und Landwirte ihren Mann stellen können. Darum sollten die Zöglinge in Tuskegee nicht nur Schulunterricht erhalten und Gottes Wort treu hören, sondern auch, wie er selbst sich ausdrückt, „lernen, wie man seinen Körper pflegt“. Daneben sollten sie in einem bestimmten Handwerk und in den Arbeiten der Landwirtschaft praktisch unterrichtet werden, um sich dadurch zugleich an Fleiß und Sparsamkeit zu gewöhnen, so daß sie später, wenn sie uns verlassen hätten, imstande wären, sich eine Existenz zu gründen. Sie sollten eine Erziehung erhalten, die sie einerseits

zum Lehren befähigte, anderseits aber auch veranlaßte, in die Pflanzungsgebiete zurückzukehren und dort frische Kräfte und neue Ideen in die Landwirtschaft hineinzutragen und als innerlich erneuerte Menschen wirklich ein Salz und Licht und ein Segen werden.

7. Im eigenen Heim.

Aber an die Verwirklichung dieses Programmes war in der verfallenen Blockhütte und der baufälligen alten Kirche nicht zu denken. Es bedurfte dazu vor allem für die Anstalt eines eigenen Heimes mit landwirtschaftlichem Betrieb und sonstiger Arbeitsgelegenheit. Da kam eine etwa 1½ Kilometer von Tuskegee entfernte alte Pflanzung zum Verkauf. Der Kaufpreis war gering, nur 2000 Mk. Washington fand sie für seine Zwecke geeignet. Mit Hilfe guter Freunde erwarb er das Besitztum und siedelte mit seiner Schule dorthin über. Die Verhältnisse waren auch hier im Anfang allerdings noch dürftig und ärmlich genug. An Gebäuden fanden sich, da das Herrenhaus abgebrannt war, nur vor: eine alte Blockhütte, eine alte Kirche, ein alter Stall und ein altes Hühnerhaus. Aber man behalf sich nun eben für die erste Zeit so gut es ging. Die vorhandenen Gebäulichkeiten wurden gereinigt und so gut als möglich ausgebessert. Dabei mußten die Schüler bereits gehörig mitarbeiten. Zudem hatten sie jeden Nachmittag auszurücken, um einen Teil des Landes zu roden und Getreide anzupflanzen. Manche waren im Anfang von dieser Betätigung nicht sehr erbaut. Sie meinten, sie seien nach Tuskegee gekommen, um sich zu bilden, und nicht, um zu arbeiten. Aber als sie sahen, daß ihr Vorsteher überall selbst mit gutem Beispiel voranging, und sich nicht scheute und nicht schämte, bei jeder Arbeit kräftig mitanzugreifen, da wurden auch sie andern Sinnes und halfen getreulich mit.

Unterdessen wuchs die Zahl der Schüler beständig, und es ging nicht lange, so vermochten die alten Gebäude der erworbenen Pflanzung dem Bedürfnis in keiner Weise mehr zu genügen. Es blieb Washington nichts übrig, als an die Herstellung eines größeren neuen Anstaltsgebäudes zu gehen. Auch hier mußten die Schüler wieder tüchtig mithelfen, da einerseits Washington nicht imstande gewesen wäre, die hohen Arbeitslöhne der Handwerker zu bezahlen. Anderseits aber bot diese Bauarbeit gerade auch günstige Gelegenheit, den Schülern allerlei technische Kennt-

nisse und Fähigkeiten beizubringen, die sie später wohl verwerten konnten. Dem Grundsatz, alle Arbeiten so viel als möglich unter seiner Anleitung durch die Schüler auszuführen, ist er auch später treu geblieben.

Wer war glücklicher als Washington, als das Anstaltsgebäude nach unendlichen Mühen und Sorgen glücklich vollendet war und er nun mit seiner ganzen Schülerschar ein genügendes, wenn auch noch überaus bescheidenes Unterkommen, eine Heimat, hatte. Aber auch jetzt gab es kein Ausruhen auf dem Erreichten, kein Stillestehen für ihn. Seine Lehranstalt, deren Ruhm bald über das ganze Land sich verbreitete, nahm eine ganz ungeahnte Entwicklung. Die Schülerzahl steigerte sich so rasch, daß dem ersten Gebäude bald andere folgen und eine neue Lehrkraft nach der andern angestellt werden mußte. — Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier alle weiteren Abschnitte in der Entwicklung der Erziehungsanstalt in Tuskegee bis auf den heutigen Tag schildern wollten. Von der schließlich gewonnenen Ausdehnung derselben erhalten wir einen Begriff, wenn wir hören, daß das ganze Personal der Anstalt einschließlich die Lehrkräfte und Schreiber vor einigen Jahren aus 86 Personen bestand, daß die Zahl der Schüler von 30 auf weit über 1000 gestiegen war, daß die jährlichen Ausgaben ca. 250 000 Mk. betrugten. Das erste Tier, das die Anstalt besaß, war ein altes, blindes, von einem Weißen geschenktes Pferd. Später nannte sie über 2000 Pferde, Maulesel, Kühe und Ochsen, sowie ungefähr 700 Schweine und eine große Anzahl Schafe und Ziegen ihr eigen.

Daß es bei einer solchen beispiellosen Entwicklung und Ausdehnung seines Werkes für den Leiter, unseren Washington, Berge von Schwierigkeiten zu überwinden galt, liegt auf der Hand. Besonders die gewaltigen Summen Geldes, die Jahr für Jahr nötig wurden, bereiteten ihm viel schwere und harte Tage und Stunden. „Nur wer selbst erlebt hat,“ so sagt er, „wie es ist, Monat für Monat Häuser zu bauen und eine Schule zu versorgen, ohne zu wissen, wo man die Mittel hernehmen soll, kann ermessen, mit welchen Schwierigkeiten wir zu kämpfen hatten.“ Doch wurde ihm in wunderbarer Weise von Gottes treuer Hand stets das Nötige zuteil.

Geradezu ans Unglaubliche grenzt auch die Arbeitslast, die Washington während den mehr als 30 Jahren, die er in Tuskegee wirkte, bewältigt hat. Keinen Tag durfte er sich

der wohlverdienten Ruhe hingeben. Unermüdlich arbeitete er bald zu Hause für sein Werk, bald reiste er im Lande umher, um das Interesse und die Teilnahme für seine Anstalt wachzurufen und zu erhalten. Ein einziges Mal konnte er sich eine längere Erholung gönnen, als ihm wohlhabende Freunde die Freude bereiteten, mit seiner Frau eine drei Monate dauernde Reise nach Europa zu machen.

Der unermüdliche Mann des Glaubens und Fleißes stand so bis zum Tode treu und mutig auf seinem Posten. Er durfte es noch erleben, daß nun schon Hunderte und Tausende seiner ehemaligen Schüler hin und her im Lande in den verschiedensten Stellungen in seinem Sinn und Geist wirken und arbeiten. Das Andenken des Gerechten aber bleibt im Segen.





Rätsellecke.^{RS}

Der Schreiber macht es mit der Feder;
Der Schuster macht es nur aus Leder;
Am besten hat's in jeder Stadt
Der, der die meisten Kunden hat.

D. S.

Es ist nicht sie und bist nicht du,
Doch nimm die zwei zusammen,
So wird dem Silbenbund im Nu
Ein Knabennam' entstammen.
Und gibst du ihm zum Überfluß
Ein Zeichen noch als Kopf und Fuß,
Wird's eine wohlbekannte Stadt
Drin Jesus einst gerastet hat.

R. M.

Silbenrätsel.

Be, bi, da, den, dorf, s, e, el, hei, herr, land, le, phe, rab, rats,
re, ri, ius, us.

Aus diesen 19 Silben oder Buchstaben sollen neun Wörter oder Namen gebildet werden. Ihre Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, sagen uns, was der Herr Jesus zu allen Zeiten gewesen ist, was Er auch in diesen gegenwärtigen ernstern, unruhigen Tagen für uns ist.

1 nennt uns einen heidnischen König, der im Buche Daniel genannt ist.

2 nennt uns einen lieblichen Garten, der nur einmal auf der Erde zu finden war.

3 sagt uns, wie der Herr jeden nennt, der Seinen Namen trägt.

4 sagt uns, was der Herr Jesus für jeden sein will.

5 nennt uns ein Maß aus alter und neuer Zeit.

6 sagt uns, wie die Jünger oft den Herrn genannt.

7 ist der Titel eines Mannes, der dem Herrn einen großen Liebesdienst erwiesen.

8 sagt uns, was Bethanien war.

9 nennt uns eine Stadt, wo eine schöne Versammlung oder Gemeinde war.

Wie heißt der liebliche Titel des Herrn, der sich aus diesen neun Namen ergibt, und wo in Gottes Wort ist er zu finden? D. Schr.

Zahlenwunder.

I.

$$\begin{aligned} 1 \times 9 + 2 &= 11 \\ 12 \times 9 + 3 &= 111 \\ 123 \times 9 + 4 &= 1111 \\ 1234 \times 9 + 5 &= 11111 \\ 12345 \times 9 + 6 &= 111111 \\ 123456 \times 9 + 7 &= 1111111 \\ 1234567 \times 9 + 8 &= 11111111 \\ 12345678 \times 9 + 9 &= 111111111 \end{aligned}$$

II.

$$\begin{aligned} 123456789 \times 8 + 9 &= 987654321 \\ 12345678 \times 8 + 8 &= 98765432 \\ 1234567 \times 8 + 7 &= 9876543 \\ 123456 \times 8 + 6 &= 987654 \\ 12345 \times 8 + 5 &= 98765 \\ 1234 \times 8 + 4 &= 9876 \\ 123 \times 8 + 3 &= 987 \\ 12 \times 8 + 2 &= 98 \\ 1 \times 8 + 1 &= 9 \end{aligned}$$

III.

$$\begin{aligned} 1 \times 9 - 1 &= 8 \\ 21 \times 9 - 1 &= 188 \\ 321 \times 9 - 1 &= 2888 \\ 4321 \times 9 - 1 &= 38888 \\ 54321 \times 9 - 1 &= 488888 \text{ usw.} \end{aligned}$$

IV.

Rehrt man eine ganz beliebige Zahl um, so daß die letzte Ziffer nun zuerst zu stehen kommt, und zieht die kleinere Zahl von der größeren ab, so erhält man stets eine Zahl, die ein Mehrfaches von 9 ist und deren Quersumme ebenfalls 9 oder ein Mehrfaches davon ist. Z. B. 6712, umgekehrt 2167, $6712 - 2176 = 4536 : 9 = 504$. Quersumme von 4535 = 18 (= 2×9). Hier ist auch die Quersumme von 504 und von 18 = 9. Oder: $8642 - 2468 = 6174 : 9 = 686$. Quersumme von 6174 = 18 (= 2×9). Oder eine größere Zahl: 54216, umgedreht 61245, $61245 - 54216 = 7029$. Quersumme 18 (= 2×9), Quersumme von 18 = 9, $7025 : 9 = 78$ usw.





Über das Alter.

Unter 1000 Menschen erreichen nur 100 das Alter von 75 Jahren, 38 ein Alter von 85 und 2 nur 95 Jahre. Es ist von Interesse, das menschliche Alter mit dem Alter anderer Geschöpfe zu vergleichen. Unter den Bäumen erreicht die Ulme 335 Jahre, der Efeu 450, die Kastanie 600, der Olivenbaum 700, die Zeder 800, die Eiche 1500, der Eibenbaum 2800, während A. v. Humboldt das Alter eines Coababaumes (in Birma) auf 5000 Jahre schätzte. Fische werden sehr alt; wegen ihres Alters wenigstens sterben sie selten, hat Richardson gefunden; ihre Todesursache ist, daß man sie fängt oder daß sie eine Beute ihres eigenen raubgierigen Geschlechts werden. Karpfen erreichen ein „Methusalemalter“, und je älter sie werden, desto mehr nimmt ihre Größe zu. Unter den vierfüßigen Tieren haben wir Elefanten von vielleicht 1000 Jahren. — Wie alt wirst du wohl werden, mein junger Leser? Und dann? —

Die größten Bahnhöfe.

Der größte Bahnhof der Welt ist einstweilen noch der vor kurzem eröffnete Leipziger Hauptbahnhof mit seinen 85 550 Quadratmetern Grundfläche. Denn noch nicht einmal ganz 40 000 Quadratmeter bedeckt sein nächster Nebenbuhler, der Hauptbahnhof in St. Louis; er ist noch nicht halb so groß.

Aber schon sind die Amerikaner wieder an der Arbeit: der im Bau befindliche New Yorker Bahnhof der Pennsylvania-Eisenbahn soll 110 000 Quadratmeter bedecken. Der Pariser Bahnhof in St. Lazare hat über 33, der Londoner St. Panoras nur über 15¹/₂ Tausend Quadratmeter. Recht reichlich ist Deutschland mit großen Zentralbahnhöfen versehen: in Frankfurt a. M. über 31 000, in Dresden über 25 000, in Köln über 22 000, in München 21 000 Quadratmeter. Von den Bahnhöfen in Berlin, das ja keinen Zentralbahnhof hat, nimmt der größte — der Schlesiſche — etwa ein Fünftel des Leipziger Bahnhofes in Anspruch.

Ist aber nicht eigentlich unsere ganze Erde, soweit sie bewohnt ist, ein großer Bahnhof mit vielen Wartesälen erster, zweiter, dritter und vierter Klasse, wo die Menschen, reich und arm, warten, bis sie abgerufen werden in die lange Ewigkeit? Und sind sie alle bereit? — Was sagt Gottes Wort darüber?

Donner und Blitz.

Seit der Urzeit Tagen hat der Donner auf die Menschen einen gewaltigen Eindruck gemacht und ist ihnen eine Offenbarung der göttlichen Majestät gewesen. „Hast du einen Arm wie Gott und kannst du mit gleicher Stimme donnern, wie Er tut?“ heißt es im Buche Hiob.

Ein Dr. W. Schmidt in Wien hat dem Phänomen des Donners seine Untersuchungen gewidmet. Sein Ergebnis ist, daß wegen der Langsamkeit der Schallwellen vom Menschenohr nur der kleinste Teil des Donners vernommen wird. Eher noch wird seine Energie am Zittern der Gegenstände erkannt. Bei der von ihm berechneten Energie eines Donnerſchlags kam er auf 22 000 Kilogrammeter. Da würden 200 Millionen Hornbläser nötig sein, um während der 13 Sekunden, die der Donner anhält, diese Energie zu entfalten.

Segensreiche Blitze. Daß Blitze statt der Zerstörung und des Unheils zuweilen auch von segensreichen Folgen begleitet sein können, zeigen nachstehende beglaubigte Fälle, die die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart in einem ihrer Blätter berichtet:

Im Jahre 1893 schlug während eines schweren Gewitters in der Nähe von Seis in Tirol ein Blitz in eine Geröllhalde. Man bemerkte später, daß an dieser Stelle Wasser hervortrat,

das sich mehr und mehr verstärkte. Der eigentümliche Geruch und das Aussehen des Quellwassers veranlaßte den Besitzer der Halde, es untersuchen zu lassen. Dabei ergab sich, daß die Quelle einen hohen Gehalt an schwefelsaurem Eisenoxydul und Magnesiumoxyd besaß, so daß es sich vortrefflich zu Heilzwecken eignete.

In der Nähe von Weisensfels zersplitterte ein Blitz einen alten Birnbaum, der in dem Garten eines Bauern stand, völlig. Man machte sich deshalb daran, das Stammende und die Wurzeln des Baumes auszugraben. Dabei stieß man in geringer Tiefe auf Braunkohlen. Dieses Kohlenlager verbreitete sich auch, wie Nachgrabungen dartaten, auf die benachbarten Felder des Bauern. Er konnte daher das Gelände zu einem ansehnlichen Preise zur Anlegung einer Kohlengrube auf Tagbau verkaufen, was für ihn um so erfreulicher war, als sein Besitztum stark überschuldet war und dicht vor der Zwangsversteigerung stand.

Nach dem Tode eines reichen, aber sehr geizigen Bäckermeisters in einer kleinen schlesischen Stadt suchten seine erwachsenen Kinder vergeblich nach dem hinterlassenen Vermögen. Nirgends waren Wertpapiere oder dergleichen zu entdecken. Fünf Jahre später schlug ein Blitz in das Haus, das der Bäckermeister bewohnt hatte. Der Blitzstrahl entzündete den Dachstuhl, doch konnte das Feuer schnell gelöscht werden. Bei den Aufräumungsarbeiten fand man unter den Dielen des Bodens eine eiserne Kasse, die Staatspapiere im Wert von 120 000 Mk. enthielt.

Ein Rentner in Köln hatte seit Jahren die Sprache verloren. Alle Behandlungsmethoden waren erfolglos geblieben. Da wurde er eines Tages auf einem Spaziergang von einem Blitzstrahl getroffen, indessen nur betäubt. Nach seinem Erwachen aus der Betäubung vermochte er sogleich ziemlich gewandt zu sprechen, und in einigen Wochen stellte sich das Sprachvermögen wieder gänzlich ein.

Hierher gehört auch noch eine ähnliche Heilung, die uns seiner Zeit aus Marburg (Vahn) berichtet wurde: In der hiesigen Landesheilanstalt befindet sich ein Feldzugsteilnehmer in Behandlung, der während des Geschützdonners in der Schlacht Sprache und Gehör verloren hatte. Die Bemühungen, dem Soldaten seine Gesundheit wiederzugeben, blieben bisher ohne

Erfolg. Als jedoch dieser Tage ein schweres Gewitter heraufzog, löste der einem grellen Blitz unmittelbar folgende, überaus heftige Donner bei dem Krieger einen derartigen Schreck aus, daß er plötzlich wieder hören und sprechen konnte.

Wie der Schreck bei den Menschen große Wirkungen hervorbringen kann, zeigte sich auch an einem jungen Krieger, der in ein Frankfurter Krankenhaus eingeliefert wurde. Sein Haar war infolge eines im Felde erlittenen Schrecks plötzlich grau geworden. — In Aichaffenburg wurde ein Feldgrauer ins Krankenhaus gebracht, der im Schützengraben vor Schreck plötzlich stumm und taub geworden. Aber Welch ein Wunder geschah an ihm! Als die Königin von Bayern die Verwundeten besuchte und diese plötzlich in ein lautes Hochrufen ausbrachen, erlangte der Verwundete sein Gehör und Sprache plötzlich wieder, was auch der Königin später gemeldet wurde, die dem Geheilten ihre freudige Anteilnahme aussprach. So geschehen immer noch wunderbare Dinge, die der Glaube aus Gottes Hand hinnimmt. „Denen, die Gott lieben, müssen ja alle Dinge zum besten dienen.“

Was kostet eine Fahrkarte von der Erde bis zur Sonne?

Darüber hat ein Amerikaner Berechnungen angestellt. Hiernach kostete eine Fahrkarte dritter Klasse nach dem alten Tarif der deutschen Eisenbahnen und in deutschem Gelde nahezu fünf Millionen Mark. Da aber der Fahrpreis seitdem um mehr als das doppelte gestiegen, würde der Fahrpreis heute etwa zwölf Millionen Mark kosten. Bei der Fahrtgeschwindigkeit von sechzig Kilometer die Stunde würde die Reise 2500000 Stunden, gleich $104166\frac{2}{3}$ Tage oder $285\frac{1}{2}$ Jahre dauern. — Wie gut, nicht wahr, daß der Fahrpreis in den Himmel, ins selige Vaterhaus droben, das doch gewiß höher ist als die Sonne, von Gott selbst für uns bezahlt worden ist; denn ohne Geld und ohne Preis wird jeder, der sich von Herzen zu Jesu Christo bekehrt, in den Himmel aufgenommen. Allerdings hat es Ihn viel gekostet, um für uns den teuren Preis zu zahlen: Er hat Sein teures Leben, Sein kostbares Blut dafür hingegeben, um uns frei und umsonst in die ewige Herrlichkeit bringen zu können. Auch währt die Reise von hier bis dorthin nicht Stunden und Tage oder gar Jahre, sondern Er ruft die Seinen dereinst von hier ins Vaterhaus „in einem Nu und Augenblick“.





Eine Mahnung an die deutsche Jugend.

Diese Mahnung ist von Peter Rosegger, dem beliebten Schriftsteller aus Osterreich, der vor zwei Jahren gestorben ist. Er schreibt:

Ihr lieben, jungen Freunde! Ihr wollet bestehen auf dieser harten Welt, wollet zufrieden und glücklich werden. Dazu muß jetzt ein Leben ernster Einfachheit und Sparsamkeit anfangen. Schon morgen, schon heute im Alltäglichen und Kleinen. Wer im Großen will sparen können, muß es erst im Kleinen lernen. Nichts verlangen, was entbehrlich ist, nichts vergeuden, was nötig ist, besonders an Nahrung. Eßet nicht gleich bei jeder Gelegenheit, eßet nur, wenn ihr Hunger habt, und ihr werdet sehen, um wieviel besser es euch schmecken, um wieviel wohler es euch bekommen wird. Viel essen heißt nicht, sich gut nähren, es heißt eher die Gesundheit schädigen. Strenge Mäßigkeit erhält den Magen gesund, und man wird stark dabei und lebensfreudig; man erspart, macht sich dadurch unabhängig und kann auch etwas austeilen an solche, die trotz Bravheit und Fleiß jetzt weniger zu essen haben, als zur Erhaltung nötig ist. Wenn ihr's doch alle wüßtet, was aus vernünftiger Einschränkung und Genügsamkeit für Segen kommt. Weniger Bedürfnisse — weniger Zerwürfnisse. Mehr hastloses, harmloses — schuldloses Lebensglück.

Schon beim Kinde muß man anfangen. Wer von den Kleinen ein Spielzeug kaufen möchte, der lege das Geld in seine Kasse und mache es sich selber. Es wird ihm lieber sein als das gekaufte. Wer zwei Äpfel hat, der spare einen auf morgen. Wer zwei Röcke hat, der lasse sich keinen dritten

machen. Wer ein großes Stück Brot hat, der schaue einmal, ob in seiner Nähe nicht ein würdiger Mitmensch hungert. Wenn ja, dann breche er sein Brot in zwei Stücke. Von unserem Heiland steht geschrieben, Seine Jünger hätten ihn — am Brotbrechen erkannt“

Der Tabakgenuß der Jugend.

Das Provinzialschulkollegium zu Danzig hat in sämtlichen Fluren und Klassenzimmern der ihm unterstellten Schulen und Anstalten einen Aufruf anschlagen lassen, der die Gefahren und Nachteile des Tabakrauchens der Jugend darstellt und sie zur Abwehr aus eigenem Entschluß ermahnt: „An die Einsicht und Willenskraft unserer Jugend. Das Rauchen im jugendlichen Alter bedeutet eine Gefahr für die Volksgesundheit, eine Herabdrückung der Tüchtigkeit des deutschen Volkes. Der jugendliche Raucher nimmt nachweisbar bedeutend weniger zu an Körpergewicht, Körperlänge, Brustumfang, Lungenausdehnung als der jugendliche Nichtraucher. Nikotin ist ein Nervengift, das um so gefährlicher wirkt, je weniger der Körper des Rauchenden ausgereift ist. Vom Rauchen herrührende Gesundheitsstörungen treten im reifen Mannesalter um so schwerer auf, je jugendlicher das Alter war, in dem die Gewohnheit des Rauchens angenommen ward. Rauchen im geschlossenen Raume ist gesundheitschädlicher als das Rauchen im Freien. Ganz besonders das Zigarettenrauchen ist eine ernstliche Bedrohung der jugendlichen Gesundheit (stärkerer Nikotingehalt, größere Gefahr des unmäßigen Rauchens, sehr oft Zusatz von Opium). Erhaltung und Festigung der Gesundheit ist eine ernste und sittliche Pflicht. Jede bewußte Schädigung der Gesundheit ist eine unsittliche Handlung, ein Frevel, eine Sünde. Nur der gesunde Mensch kann seine volle Bestimmung in der menschlichen Gemeinschaft erfüllen. Der Widerstand gegen die angepriesenen Genußgifte ist eine ausgezeichnete Charactereschule für die Jugend. Die Jugend stärkt damit die Willenskraft gegen die Versuchung, bekämpft die feige Schlappeheit des Nachgebens gegen die Lockungen des Lebens.“





Die Welt der Strahlen.

Von W. B. in B., einem jungen Freunde.

Eine Art von Strahlen kennt ihr bestimmt alle. Das sind die Lichtstrahlen. Schon am ersten Schöpfungstage sprach Gott: „Es werde Licht!“ Das Licht ist ein ganz wunderbares Werk Gottes, so wunderbar, daß wir es auf dieser Erde nie mit unserem Verstande werden erkennen können. Es bildete sozusagen die Grundlage für alle ferneren Werke und Schöpfungen Gottes, die ihrer Verwirklichung noch harnten.

Außer den sichtbaren Lichtstrahlen gibt es noch andere, unsichtbare Strahlen, über die wir jetzt miteinander ein wenig plaudern wollen.

Solch ein Sonnenstrahl sieht ganz einfach aus; er ist es aber bei näherem Zusehen keineswegs. Schon die einfache weiße Farbe des Sonnenlichtes ist aus den sieben Grundfarben zusammengesetzt. Läßt man nämlich einen Sonnenstrahl durch ein Glasprisma, das ist ein dreikantiger, glattgeschliffener Glasstab, fallen, so wird dieser Lichtstrahl von seinem Wege abgelenkt und dabei in die Farben: violett, indigo, blau, grün, gelb, orange und rot zerlegt. Dieses Farbenband führt den Namen Spektrum.* Wie reich und mannigfaltig sich die Farbenpracht durch ein bestimmtes Mischen dieser Farben gestalten läßt, habt ihr alle schon an Blumen und Gefieder mancher Vögel bewundern können. Als was erklären sich nun die Gelehrten das verschiedenfarbige Licht? Wir wollen versuchen, uns darüber klar zu werden.

Ihr habt alle schon von dem fein verteilten Stoffe gehört, dem sogenannten Äther, der alle Körper in gleicher Weise durchdringt und sich bis in die fernsten Weltenräume erstreckt. Wie nun etwa eine Klavier- oder Geigen- oder Violine, die angeschlagen oder berührt wird, die umgebende Luft in Schwingungen versetzt, so

* In dem letzten Hefte der „Jugendfreude“ ist eine Abbildung eines Prismas und des Spektrums.

gehen von der Sonne oder einer andern Lichtquelle Schwingungen aus, die sich in dem von Aether erfüllten Weltenraume in der Form von Wellen mit einer ungeheuren, unfaßbaren Geschwindigkeit, nämlich von 300 000 Kilometer in einer Sekunde, fortpflanzen; diese Schwingungen rufen in unserem Auge die Empfindung des Lichts hervor. Wir sehen z. B. je nach der Schnelligkeit und Anzahl der Schwingungen, die eine ungeheuer große Zahl ergeben; eine rote, gelbe oder grüne Farbe. So hat beispielsweise das rote Licht 400 Billionen Schwingungen in einer Sekunde. Darunter könnt ihr euch jedenfalls nichts vorstellen. Laßt euch diese Zahl in etwa veranschaulichen! Sollte nämlich ein gewisser Ton, z. B. eines Klaviers, dessen Saite in einer Sekunde auch schon 1000 Schwingungen ausführt, genau so viele Schwingungen machen wie die Aetherschwingungen des roten Lichtes in der gleichen Zeit, so würde die Saite 12 000 Jahre lang schwingen müssen. Das violette Licht braucht zu der gleichen Schwingungszahl sogar nur eine halbe Sekunde. Wer vermöchte, diese Schnelligkeit sich vorzustellen!

Diese wunderbaren Lichtstrahlen mit ihrer unfaßbaren Schnelligkeit sind nun die Grundlage für wichtige Betrachtungen und Berechnungen in der Wissenschaft der Himmelskunde, der Astronomie. Sie sind ja die einzigen Himmelsboten, die uns von dem Vorhandensein jener zahllosen Welten im unermesslichen Weltenraume Kunde bringen! Aber nicht nur ihr Vorhandensein melden sie uns, sie tun uns auch kund, wie die neuere Astronomie zeigt, aus welchen Stoffen jene Welten gebaut sind. Der Gelehrte Fraunhofer entdeckte in dem Sonnenspektrum eine große Zahl bedeutungsvoller Linien. Durch Versuche, z. B. an heißen Gasflammen, in denen man die verschiedensten Gase glühen ließ, wurde festgestellt, daß gewisse Linien, je nach der Stelle im Spektrum, das Glühen eines bestimmten Gases bewiesen. So weiß man heute z. B., daß auf der Sonne und auf einer ganzen Reihe anderer Fixsterne ungefähr die gleichen chemischen Grundstoffe vorhanden sind, wie auf unserer Erde: Eisen, Lithium usw. Aber wir wissen auch durch die Spektralanalyse, wie man diese Wissenschaft der Lichtzerlegung nennt, ob der betreffende Himmelskörper von einer Gaschülle umgeben ist oder nicht. Ferner entnehmen wir dem Spektrum, ob dieser oder jener Stern sich von uns fort oder auf uns zu eilt und

mit welcher Geschwindigkeit er sich bewegt. So faust der Sirius, ein Fixstern, der euch durch seine große Helligkeit sicher schon aufgefallen ist, mit einer Geschwindigkeit von 18 Kilometer in der Sekunde auf uns zu. Ebenso nähert sich uns der nördliche Polarstern, den ihr über den Hinterrädern des großen Bären seht, in jeder Sekunde um 26 Kilometer.

Wir wollen nur noch kurz betrachten, wie sich die große Lichtgeschwindigkeit in den unergründlichen Weltenräumen verhält. Eine Lichtwelle kann in einer Sekunde um den Erdäquator $7\frac{1}{2}$ mal laufen, und dennoch braucht das Licht, das uns die Sonne spendet, $8\frac{1}{3}$ Minuten, um von dort zu uns zu kommen. So weit ist die Sonne von uns entfernt. Bei den Planeten Uranus und Neptun, die gewissermaßen die äußersten Glieder der Sonnenfamilie sind, zu der auch wir gehören, hat das Licht schon eine Reise von über zwei bzw. vier Stunden hinter sich. Gehen wir nun aber gar zu dem unserer Erde am nächsten stehenden Fixstern über, der also der Sonne nächster Nachbar im Weltenraume ist, so legt das Licht einen Weg zurück, zu dem es schon $4\frac{1}{3}$ Jahre nötig hat. Der oben genannte Polarstern hat sein Licht sogar schon vor 60 Jahren ausgesandt. Dieser Stern, oder diese Sonne, wie man ihn nennen kann, könnte also schon im Jahr 1860 erloschen sein, und doch würden wir ihn auch noch heute am Himmel leuchten sehen.

So sehen wir also am gestirnten Himmel nicht die Gegenwart, sondern die Vergangenheit, wobei es sich, wie z. B. bei der Milchstraße hoch am Himmel, um Tausende von Jahren handeln kann.

Mit den Lichtstrahlen eng verwandt und ihre häufigen Begleiter sind die Wärmestrahlen. Je mehr man sich dem roten Teil des Spektrums nähert, desto größere Wärmemengen lassen sich nachweisen und sogar dann noch, wenn man den sichtbaren Teil des Spektrums verläßt. Überschreiten wir die Grenze des Spektrums nach der violetten Seite hin, so haben hier die Strahlungen nämlich noch nicht aufgehört, sondern auch hier sind Strahlen vorhanden, die für den Menschen unsichtbar bleiben, offenbar aber von manchen Tieren, z. B. von den Ameisen, noch wahrgenommen werden. So deutet alles darauf hin, daß sich dem sichtbaren Spektrum nach beiden Seiten für unser Auge unsichtbare Spektralregionen anschließen.

Entfernen wir uns von dem sichtbaren Teile des Spektrums, so treffen wir auf Strahlen, die ganz merkwürdige Eigenschaften besitzen. Dazu gehören die nach ihrem Entdecker benannten Röntgen-Strahlen. Sie werden mittels Hochspannungsstromes in einem ziemlich luftleer gepumpten Glasgefäß erzeugt und haben die Fähigkeit, Körper, je nach ihrer Dichte, mehr oder weniger zu durchdringen. So gehen sie durch das Fleisch des Menschen und der Tiere leicht hindurch, wogegen die Knochen und die Metalle so ziemlich undurchlässig für sie sind. Man macht in der Heilkunde bei Verletzungen davon Gebrauch, z. B. um die Lage und das Aussehen von Knochensplintern und Fremdkörpern, etwa Gewehrkugeln und Granatsplintern, zu bestimmen. Und da die Röntgenstrahlen auch auf die photographische Platte wirken, so kann man die Bilder auch hier festhalten.

Setzen wir unsere Wanderung in den unsichtbaren Teilen des Spektrums noch weiter fort, so werden die Schwingungen immer langsamer, bis sie nur noch nach einigen Millionen oder sogar Tausenden in der Sekunde zählen. Dafür werden aber die Wellen immer länger. Dies sind die elektrischen Wellen, die der Mensch ebenfalls in seine Dienste gestellt hat, und zwar in der Telegraphie und Telephonie; neuerdings auch ohne sichtbare Leitung oder Verbindung der Ausgangs- mit der Endstation. Diese Schwingungen werden durch den elektrischen Funken erzeugt. Viele von euch haben schon derartige Funken gesehen, etwa an einer Elektrifiziermaschine oder einem Induktionsapparat. Im Großen aber seht ihr ihn beim Gewitter im Blitz. Es sieht so aus, als wenn sich die angesammelte Elektrizität während eines Augenblicks durch die Luft Bahn bricht und dann ihre Kraft erschöpft sei. Wie aber ein Pendel erst nach verschiedenlichem Hin- und Herschwingen zur Ruhe kommt, so pendelt auch der elektrische Funke außerordentlich schnell, etwa einige Millionen in der Sekunde, zwischen den Spitzen hin und her, wodurch der umgebende Äther in ebenso schnelle Schwingungen gerät, die sich mit der gleichen Geschwindigkeit wie das Licht im Weltenraume ausbreiten. Werden an einem anderen Orte Drähte in bestimmter Weise ausgespannt, so rufen die elektrischen Wellen in ihnen ganz schwache Ströme hervor, die wir z. B. durch ein hochempfindliches Meßinstrument, Galvanometer genannt, sichtbar machen können. Noch besser können wir uns die Wellen mit Hilfe eines sogenannten Fritters unseren Sinnen

zugänglich machen. Es ist dies eine mit Eisenfeilspänen angefüllte Glasröhre, die mit einer Batterie und einer elektrischen Klingel zu einem Stromkreise vereinigt ist, aber in gewöhnlichem Zustande nicht leitend für den elektrischen Strom ist. Treffen aber auf diesen Fritter elektrische Wellen, so wird er leitend und die Klingel ertönt. Erst durch eine leichte Erschütterung, die der Klöppel der Klingel dem Fritter erteilt, wird dieser wieder nichtleitend. Bei den modernen Stationen der drahtlosen Telegraphie erzeugt man nun die elektrischen Wellen nicht durch elektrische Funken, sondern durch die sogenannte Kathodenröhre, ein der Röntgenröhre ähnliches, luftleer gepumptes Glasgefäß, die auch beim Empfang der Wellen eine große Rolle spielt.

Man stimmt die Apparate auf eine bestimmte Wellenlänge ab, so daß nur der hören kann, dessen Apparat auf die gleiche Wellenlänge eingestellt ist. Mit derartig verbesserten Apparaten ist es gelungen, von der Großstation Nauen aus um den ganzen Erdball herumzutelegraphieren, d. h. man hat die eigenen Zeichen wieder aufgefangen. — Den hier betrachteten Strahlen schließen sich noch zahlreiche andere an.

Wenn wir mit sehenden Augen in die Schöpfung Gottes blicken, so wird unser Herz überwältigt von der Herrlichkeit und Größe Gottes und der Mannigfaltigkeit und Weisheit in Seinen Werken. Und doch scheinen es nur wenige Gesetze zu sein, nach denen sich der ganze Reichtum aufbaut. Wahrlich, Gott nur vermochte sie auszudenken und das Weltall nach ihnen zu schaffen. Glückselig fürwahr, wer Ihn durch Jesum Christum seinen Vater nennen darf! In der Ewigkeit werden wir erst Seine Werke voll und ganz erkennen, und dann wird Ihm ewig Lob und Dank gebracht werden. Welch selige Hoffnung!



Freuet euch der schönen Erde,
Denn sie ist wohl wert der Freud',
O, was hat für Herrlichkeiten
Unser Gott da ausgestreut!

Wenn am Schemel Seiner Füße
Und am Thron schon solcher Schein,
O, was muß an Seinem Herzen
Erst für Glanz und Sonne sein!

Spitta.



Die beiden Bücher Gottes.

So reich und groß der Segen ist, im Buche der Schöpfung und Natur die Größe und Majestät Gottes zu schauen, so bedurften wir doch noch eines zweiten Buches, darin wir nicht nur Seine geschickte Hand, sondern auch Sein Herz voll Liebe und Gnade zu uns, den abtrünnigen Menschenkindern, erkennen konnten und zwar zu unserem ewigen Heile. Hier hören wir: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“ (Joh. 3, 16.) Im 19. Psalm werden uns beide Bücher Gottes vorgelegt: zuerst das der Schöpfung, die Gott preist (V. 1–6) und dann das Wort Gottes (V. 7–12). Zuletzt folgt ein ernstes Gebet (V. 12–14).

Gottes Wort und Gebet sind gleichsam die goldenen Eimer, die auf- und niedersteigen von dem Himmel zur Erde, von der Erde zum Himmel. Wenn ihr Gottes Wort höret oder leset, so redet Gott mit euch; wenn ihr betet, so redet ihr mit Gott. Beides ist nötig. Gott hat euch viel zu sagen, unendlich viel. Der Apostel Paulus schreibt an den Jüngling Timotheus, der eine gläubige Mutter und Großmutter hatte: „Du aber bleibe in dem, was du gelernt hast und wovon du völlig überzeugt bist, da du weißt, von wem du gelernt hast, und weil du von Kind auf die heiligen Schriften kennst, die vermögend sind, dich weise zu machen zur Seligkeit durch den Glauben, der in Christo Jesu ist. Alle Schrift ist von Gott eingegeben und nütze zur Lehre, zur Überführung, zur Zurechtweisung, zur Unterweisung in der Gerechtigkeit, auf daß der Mensch Gottes vollkommen sei, zu jedem guten Werke völlig geschickt.“ (2. Tim. 3, 14–17).

Ihr seht, wie weit hier Gott die Tür aufthut zu Seinen Segnungen: zum Glück und Gewinn für diese Zeit und zu eurem Heile für alle Ewigkeit. Wollt ihr nicht durch diese Tür eingehen? Ja, nehmt Gottes teures, seligmachendes Wort zu Herzen.

Ich nehme an, daß ihr alle schon, wenn nicht eine eigene Bibel, so doch ein eigenes Neues Testament besizet. Sonst laßt euch eins von euren Eltern schenken oder kauft euch eins aus eurer Sparbüchse. Leset jeden Tag einen Abschnitt darin! Fanget mit den Evangelien an, vielleicht mit dem Evangelium Johannes. Wo ihr heute aufgehört habt, da leset morgen weiter; und betet

zum Herrn, daß ihr das Gelesene versteht, und daß euch Sein Wort köstlich werde. Der Psalmist sagt uns vom Worte Gottes: „Besser ist mir das Gesetz Deines Mundes als Tausende von Gold und Silber. . . . In Ewigkeit, Jehova, steht Dein Wort fest in den Himmeln. . . . Wie liebe ich Dein Gesetz! Es ist mein Sinnen den ganzen Tag! . . . Wie süß sind meinem Gaumen Deine Worte, mehr als Honig meinem Mundel“ Aber er sagt auch in dem gleichen Psalm 119: „Wodurch wird ein Jüngling seinen Pfad unsträflich wandeln (oder rein erhalten)? Indem er sich bewahrt nach Deinem Worte. Mit meinem ganzen Herzen habe ich Dich gesucht: laß mich nicht abirren von Deinen Geboten! In meinem Herzen habe ich Dein Wort verwahrt, auf daß ich nicht wider Dich sündige.“

Wie wichtig ist dieses letzte Wort! Wir sollen also das Wort des Herrn nicht nur in einem schön gebundenen Exemplar des Neuen Testaments oder der Bibel verwahren oder gut aufheben, auch nicht bloß in unserm Gedächtnis behalten, sondern, wie der Psalmist sagt, in unserm Herzen verwahren. Nur dann werden wir nicht wider den Herrn sündigen; und nur dann wird Sein Wort uns Heil und Segen bringen für Zeit und Ewigkeit.

Nun noch ein Wort über das Gebet! — Das Gebet ist die Sprache der gläubigen Seele mit Gott und ist der Odem des neuen Lebens. Das Wort Gottes schafft das neue Leben in der Seele. Darum sagt der Apostel Petrus zu den Gläubigen: „Ihr seid wiedergeboren, nicht aus verweslichem Samen, sondern aus unverweslichem: durch das lebendige und bleibende Wort Gottes.“ (1. Petr. 1, 23.) Wie aber ein gehorames Kind, das seine Eltern liebt, von denen es nur Gutes erfährt, gern und oft mit diesen redet, ihnen alles sagt und klagt, ihnen auch dankt, so hat auch das gläubige Herz, das Gottes Liebe durch Jesum Christum kennt, täglich das Bedürfnis und findet seine Freude darin, zu Gott, dem Vater, zu reden und zum Herrn Jesu, dem Heilande, dem guten Hirten zu flehen, Ihm alles zu klagen und zu sagen, Ihm zu danken und Ihn zu preisen. Dem gläubigen Herzen genügt es auch nicht, ein auswendig gelerntes Gebet oder Sprüchlein als Gebet herzusagen oder gar es herzuaplappern, es spricht seine Bitten und seinen Dank in wahrer Ehrfurcht in einfachen Worten aus. Gott aber hat verheißen, das Gebet der Aufrichtigen zu hören und

zu erhören, besonders wenn sie im Namen Jesu beten, d. h. Ihn lieben und in Seinem Sinne und nach Seinem Willen beten.

Sagt aber, gibt es nicht vieles, um das und für das ihr täglich zu Gott kommen und zu beten habt! Das Böse in euch und in der Welt ist so mächtig, und der böse Feind so listig und so stark! Nur die Gnade Gottes kann euch retten und bewahren; Er allein kann euch auch Weisheit und Treue zu allem Guten schenken, auch zu dem, was ihr zu lernen oder zu arbeiten habt. Der Apostel sagt uns: „Wenn jemand Weisheit mangelt, so bitte er von Gott, der allen willig gibt und nichts vorwirft, und sie wird ihm gegeben werden.“ (Jak. 1, 5.) Aber nicht nur für euch selbst, auch für die lieben Erzigen, für eure Verwandten, Freunde und Bekannten dürft ihr und werdet ihr beten, wenn ihr Gottes Macht und Liebe kennet, und wenn der Herr Jesus euer Heiland und Führer ist.

So seid denn, meine lieben jungen Freunde und Freundinnen, alle der treuen Hut des Herrn Jesu und des großen Gottes und Vaters befohlen! Zu Ihm redet; auf Ihn höret; Ihm folget; und Sein Segen wird reichlich und ewig mit euch sein.



„Wer stolz ist, den kann Er demütigen.“

Dan. 4, 37.

W am 22. August 1850 schloß der bekannte Dichter Nikolaus Lenau*) seine Augen für das Diesseits. Er hatte eine Zeit, da er dem Reiche Gottes gar nicht so ferne stand. Da er aber wie ein von sturmgepeitschten Wogen umhergeschleudertes Schiff war, war er sehr bald aus der lieblichen Gottesnähe in die graufigste Gottesferne verschlagen.**)

So stand er einmal in einer wilden Wetternacht auf einem den Ozean durchquerenden Schiff und forderte mit

*) Mit vollem Namen: Nikolaus Niembisch (oder Niems) Edler von Strehlenau.

**) In einem seiner Gedichte sagt er:

„Und in der Forchung Wälder trat, ein Tor, ich
Aus jenem gottbeseelten Paradies,
Und all des Herzens fromme Lust' verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.“

Ja, „kein Friede den Gefehlosen, spricht mein Gott!“ (Jes. 57, 21.)

kühnem Trozen auf seine Kraft den Allmächtigen zum Zweikampf heraus. Welch geradezu wahnsinniges Beginnen! Der Herr nahm die ihm hingeworfene Herausforderung an. Nicht lange nach jenem Tage wurde der Dichter krank, irre, tobsüchtig. Als ihm eine Freundin schrieb: „Duck dich und laß vorübergahn, das Wetter will seinen Willen han“, durchstrich er diese Zeilen und schrieb darunter: „Ich ducke mich nicht!!!“ Dabei hatte er das „nicht“ dreimal unterstrichen und mit drei Ausrufungszeichen hervorgehoben. Aber die Hand Dessen, von dem Hiob sagt: „Will man Macht, so ist Er zu mächtig“, legte sich schwerer und immer schwerer auf den Unglücklichen. Wie geknickt muß der Armste schließlich gewesen sein, als er in ein Merkbüchlein schrieb: „Ich ducke mich doch! Versteht ihr mich: Doch!“ Und dann wieder: Tamen, ego vobis dixi (ich habe es euch gesagt: Doch). Als ihn um jene Zeit ein Irrenwärter fragte: „Wissen Sie, daß Sie der Herr von Niembsch sind, der Große?“ antwortete er: „O, Niems ist jetzt klein geworden.“

Ist das nicht eine geradezu erschütternde Geschichte! Möchte dieselbe allen, welche zu sagen geneigt sind: „Wo ist der Gott, dessen Stimme ich gehorchen müßte?“ mit Flammenschrift die Mahnung ins Herz schreiben: „Wer stolz ist, den kann Er demütigen.“



Bankende Jungen.

Betrachtet euch, ihr Lieben, das nebenstehende Bild recht genau. Es ist ein Meisterstück der Ausschneidekunst vom Künstler Hilmar Sivete. Er hat das Bild in der Größe, wie ihr es hier seht, mit der Schere aus schwarzem Papier geschnitten. Welche Geduld und welche Feinheit zeigt sich darin! Wenn ihr das Bild genau betrachtet habt und es euch zur Nachahmung angespornt hat, dann denket auch nach über die einzelnen Gestalten. In der Mitte stehen die zankenden Jungen. Neid und Stolz, die bei den meisten Kriegen die Ursache sind, führen auch die Knaben zu Streit und Raufereien. Wäre die Sünde nicht in der Welt, und wohnte nicht das Böse in unseren Herzen, so wäre nur Friede und Eintracht auf Erden. Nun betrachtet euch die beiden Knaben links und rechts von den zankenden Jungen. Mahnen sie etwa zum Frieden? — Fern



Zantende Sungen. Silhouette, Originalgröße, mit der Schere geschnitten von Gilmar Sibele.

dabon! Sie hegen und schüren nur. Sie sind nicht besser als die Streithähne. Ihnen gilt das Wort des Herrn aus der Bergpredigt nicht: „Glücklich sind die Friedensstifter, denn sie werden Kinder Gottes heißen.“ (Matth, 5, 9:)

Anders ist es mit den beiden Mädchen. Sie sind offenbar ängstlich um den Ausgang der Dinge und mahnen zum Frieden. Hoffentlich nimmt die Sache einen guten Ausgang, so wie ich sie vor einiger Zeit in einem Missionsblatt las. Vor vielen Jahren sah ein Mädchen auf dem Weg zur Sonntagschule auf der Straße einige Jungen sich raufen. Es ermahnte die Burschen, und es gelang ihr, sie zu trennen. Ja, noch mehr: es konnte sie bewegen, ihr in die Sonntagschule zu folgen. Nach einer langen Reihe von Jahren hielt ein Prediger eine Ansprache in einer großen Kinderversammlung und erzählte den Vorfall. Dann fuhr er fort: „Jetzt, Kinder, würdet ihr gewiß gern den Thomas sehen wollen, der vor zwanzig Jahren einer von den streitenden Burschen war.“ — „Ach ja!“ riefen die Kinder wie aus einem Munde. Dabei wies der Redner auf einen neben ihm sitzenden Herrn und sagte: „Dieser Herr hier, mein Freund, ist der Thomas, und ist, wie ihr wißt, jetzt ein Diener Gottes, der das kostbare Evangelium verkündigt. Vielleicht möchtet ihr aber auch — so sagte er dann weiter — den Jakob sehen, der sich damals mit Thomas geschlagen hat.“ — „Ja, ja!“ riefen die Kinder. „Hier ist er,“ sagte er, „ich bin der Jakob; und auch ich darf nun schon einige Jahre alt und jung vom Herrn Jesu erzählen, der gesagt hat: ‚Lernet von Mir, denn Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen.‘“

Wahrlich, das war ein gesegneter Dienst, den die kleine Sonntagschülerin für den Herrn der Herrlichkeit tat. Es wurden zwei Knaben für Ihn und Seinen Dienst gewonnen.

Ach, daß noch manchen zankenden Knaben und Jünglingen, Mädchen und Jungfrauen ein solch gesegneter Liebesdienst erwiesen würde! Wie nimmt das Verderben in der Jugend heute zu, daß alle Welt darüber staunt und klagt! Neulich las ich, wie groß die Zunahme der jugendlichen Verbrecher in Deutschland und im Auslande ist. In den preussischen Strafanstalten betrug der Zugang zu den Zuchthäusern im Jahre 1915 noch 4279, im nächsten Jahre schon 5421, 1917 aber schon 7462. In vielen Ländern steht die Sache eher schlimmer als besser. So

nimmt das Böse allerwärts zu, weil die Furcht des Herrn und die Liebe zum Wort Gottes im Land und Volke abgenommen.

Sagt mir, meine jungen Leser, wie stehen eure Herzen zum Heilande und zu Gottes Wort? Dann will ich euch auch sagen, wo eure Füße stehen, ob sie schon auf dem Pfade der Reinheit und Treue sind, der zum ewigen Leben führt, oder noch auf dem breiten Wege des Ungehorsams und des Unheils, der zum zeitlichen und ewigen Verderben führen muß.



Auf Essen warten!

Ich war jetzt zum zweiten Male im November an der Somme bei Le Transloy. Der Aufenthalt war für uns dort sehr schwer. Die Witterung machte uns viel zu schaffen. In Kälte und Regen mußten wir ohne Unterstände im feindlichen Feuer aushalten. Der vorderste Graben bestand aus Granatlöchern, die nach und nach zu einem Graben verbunden wurden. Bei Regenwetter war der Aufenthalt darin unbeschreiblich. Der lehmige Boden verwandelte sich in Schlamm, und man sank buchstäblich bis über die Kniee ein. Und in diesem Zustande mußte man immer drei Tage und drei Nächte aushalten. Es ist vorgekommen, daß ich Leute meiner Kompagnie, die im Schlamm stecken geblieben waren, erst nach Stunden befreien konnte. Und das alles im feindlichen Artilleriefeuer! Das Heranschaffen des Essens hatte noch größere Schwierigkeiten. Mit weitreichenden Geschützen beschossen die Engländer die rückwärtigen Ditschaften, so daß unsere Rücken vier Stunden hinter der Front untergebracht waren. Diesen Weg hin und zurück mußten die Leute machen (also acht Stunden), die uns das Essen brachten. Das sollten diejenigen sich hinter die Ohren schreiben, die murren, wenn sie zu Hause mal einige Minuten oder länger warten müssen.

(Aus dem Feldbriefe eines Offiziers.)



Ein warnendes Beispiel.

Vor einigen Jahren fiel in Leipzig ein Student, der Apotheker werden wollte, durch das Examen. Aus gekränktem Ehrgefühl suchte er die elterliche Wohnung nicht wieder auf, sondern beschloß, in die weite Welt zu gehen. Er kam nach Hamburg. Hier stürzte er sich mit dem Geld, das ihm geblieben war, in den Strudel des Großstadtlebens. Er geriet in den Sumpf und sank immer tiefer. Zuletzt wurde er Karrenschieber. So fanden ihn vor vier Jahren zwei Hamburger Journalisten, die beruflich am Hafen zu tun hatten. Sie kamen mit ihm ins Gespräch und merkten, daß der verlottert aussehende Mann einst bessere Tage gesehen hatte und über eine größere wissenschaftliche Kenntniß verfügte. Da beschloßen sie, den Entgleisten wieder auf die richtige Bahn zu bringen. Er wurde neu eingekleidet, und den Bemühungen des einen der Herren gelang es, den tief Gesunkenen bei einer Hamburger Zeitung als Korrektor mit einem Monatsgehalt von 100 Mark unterzubringen. Vier Jahre lang füllte er diesen Posten getreulich aus. Dann wurde er krank, ging in ein Krankenhaus und starb daselbst. Die Leitung des Spitals teilte der Familie seinen Tod mit. Zu seiner Beerdigung stellten sich drei Brüder, ein Offizier und zwei Gutsbesitzer, ein. Und nun stellte sich heraus, daß schon vor sechs Jahren von der Familie für die Auffindung des Vermißten 5000 Mark ausgesetzt worden waren. Aber man hatte nirgends eine Spur von ihm entdeckt, da er sich nicht polizeilich angemeldet hatte. Bald nach seinem damaligen Verschwinden war sein Vater gestorben; und dem unglücklichen Sohne war, wie auch seinen Brüdern, ein Vermögen von 200 000 Mark vererbt worden. Von dem allen hatte er nichts gewußt, weil sein Trotz ihn von der Heimkehr zurückhielt und er kein Lebenszeichen von sich gab. Er war reich und doch versank er im Glend. Er führte zuletzt ein dürftiges, wenn auch besseres Leben als zuvor, und er hätte es doch so gut haben können, wenn er nur heimgekehrt wäre.

Sehet, meine lieben Freunde, hier haben wir ein ergreifendes Beispiel wie Satan, der Fürst der Welt, der große Lügner und Menschenmörder, die Herzen verblendet und sie fernhält von Gott, der Licht und Liebe ist, damit sie Sein großes und freies Heil in Christo nicht erkennen und ergreifen. So gehen seine

Opfer oder Gefangenen ohne Gott und ohne Hoffnung dahin, ohne Frieden, ohne Trost, geknechtet von dem Fürsten der Finsternis und dann schließlich verloren.

Ach, meine jungen Freunde, höret frühe auf die frohe Botschaft von Gottes vollem Heil, das Er uns in Seiner Liebe bereitet hat, indem Er Jesum Christum, Seinen eingeborenen Sohn, für uns in Not und Tod dahingab! Die Erlösung ist vollbracht. Ihr könnt und sollt frei und glücklich werden, frei von Schuld und Schande und glücklich in der Liebe Gottes und in der Hirtentreue Jesu Christi. Kommet zu Ihm! Setzet euch nicht an die Träbertröge, wo der verlorene Sohn in der Fremde, fern vom reichen Vaterhause, seine Nahrung und sein Glück suchte. Das Vaterhaus steht euch offen, ja, die Vaterarme Gottes sind ausgestreckt. Des Vaters Ruf und bestes Kleid und der goldene Ring der Liebe und des Friedens warten auf jeden von euch. Höret auf den Ruf des Heilandes; Er sagt: „Gib Mir dein Herz!“ Er, der für euch starb, um eure Schuld zu sühnen, wirbt um jeden. Jeder soll durch Ihn ein glückliches Gotteskind, ein Erbe des Himmels werden; er soll schon hienieden in dieser armen Welt gesegnet und zum Segen gesetzt sein. So kommet denn; denn schon ist alles bereit!“



Entscheide dich!

Entscheide dich! Du darfst nicht länger schwanken;
„Für oder wider Christum“ heißt es heut'.
O, willst du Dem mit Haß und Feindschaft danken,
Der Marter nicht und Tod für dich gescheut?
Er will dich selig machen hie und ewiglich.
Entscheide dich!

Entscheide dich! Er beut dir Sein Erbarmen
Und Seine ganze heil'ge Liebe an.
Er steht vor dir mit ausgestreckten Armen;
Du müde, franke Seele, schau Ihn an;
Er will die ganze Last dir nehmen, sicherlich —
Entscheide dich!

Entscheide dich! Er steht vor deiner Türe
Und klopft und klopft. Hörst du's? Lust du Ihm auf?
O, daß du's tätest, daß dein Herz erschühre
Das Glück, den Frieden, der da folgt darauf!
Wohl, wem vor dieser Sonne andrer Glanz erblich —
Entscheide dich!

Entscheide dich! Noch strecken Jesu Hände
Nach dir sich aus; o, höre auf Sein Wort!
Die Gnadensonne sinkt, es naht das Ende;
Dann ist's zu spät zur Umkehr, hier wie dort.
„Zu spät!“ Willst du das hören einst? O Seele, sprich!
Entscheide dich!

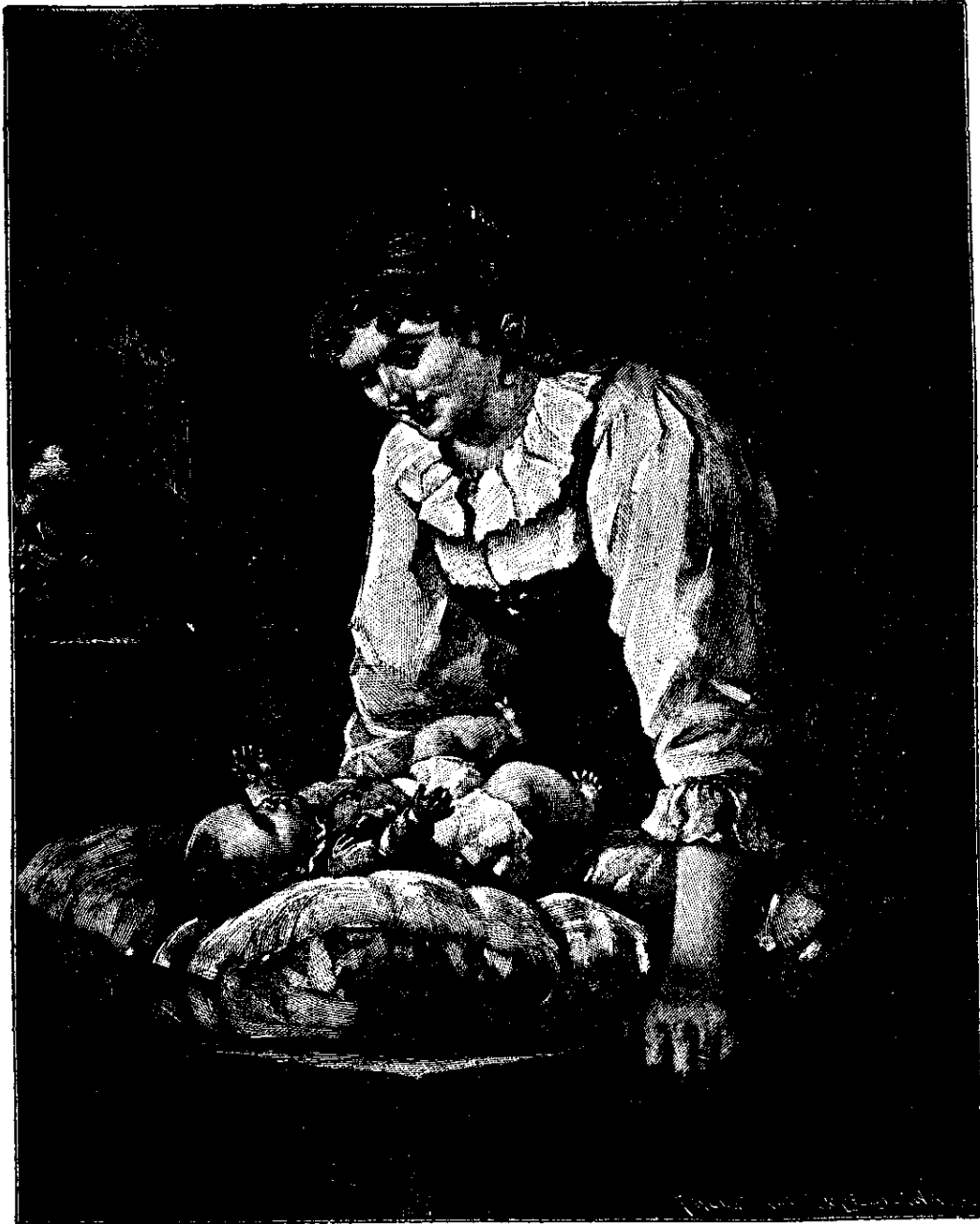


Nach zwanzig Jahren!

Was mag in den zwanzig Jahren alles vorgekommen sein, seitdem der Mutter „Stolz“ der Mutter „Kummer“ geworden ist? Gott weiß es. Auch die Mutter weiß es zum Teil; und das hat sie vor der Zeit alt gemacht. Auch der junge Mann weiß es; und er weiß es besser als die unglückliche Mutter. Gott allein aber weiß es voll und ganz; denn „Gott ist Licht; und es ist gar keine Finsternis in Ihm“. Der Psalmist sagt von Ihm oder vielmehr zu Ihm: „Du kennest mein Sitzen und mein Aufstehen; Du verstehst meine Gedanken von ferne, Du siehst mein Wandeln und mein Liegen und bist vertraut mit allen meinen Wegen . . . Wohin sollte ich gehen vor Deinem Geiste und wohin fliehen vor Deinem Angesicht? Führe ich auf zum Himmel, Du bist da, und bettete ich mir in den Scheol, siehe, Du bist da. Nähme ich Flügel der Morgenröte, ließe ich mich nieder am äußersten Ende des Meeres, auch daselbst würde Deine Hand mich leiten, und Deine Rechte mich fassen. Und spräche ich: Nur Finsternis möge mich umhüllen, und Nacht werde das Licht um mich her! auch Finsternis würde vor Dir nicht verfinstern, und die Nacht würde leuchten wie der Tag, die Finsternis wäre wie das Licht.“ (Ps. 139.)

Hätte Robert das beachtet, so hätte ihn sein Weg nicht ins Gefängnis geführt, wo ihn die gebeugte Mutter heute besucht und nur in Gegenwart eines Beamten sprechen darf. Sie erinnert ihn an dies und das aus dem Leben, was sie ihm alles gesagt und was er ihr versprochen. Schuldbewußt blickt er unter sich. Er weiß, die Mutter hat recht. Wie oft hat sie ihn von klein auf in Liebe ermahnt, auch seine Händchen gefaltet zum Gebet und mit ihm und für ihn gebetet. Aber böser Verkehr verdirbt gute Sitten. Schon in der Schule, dann in der Lehre und vollends in der Großstadt als junger Mann hat

er mehr nach seinen Kameraden gefragt und nach dem Ansehen und der Ehre bei ihnen, als nach den Ermahnungen der Eltern und den Tränen der Mutter und den Geboten Gottes.



Der Mutter Stolz.

Möge Robert noch heute in sich schlagen, seine Schuld in Reue und Schmerz vor Gott und den Eltern bekennen, dann wird Gott ihm gnädig sein, seine Schuld ihm vergeben und ihm

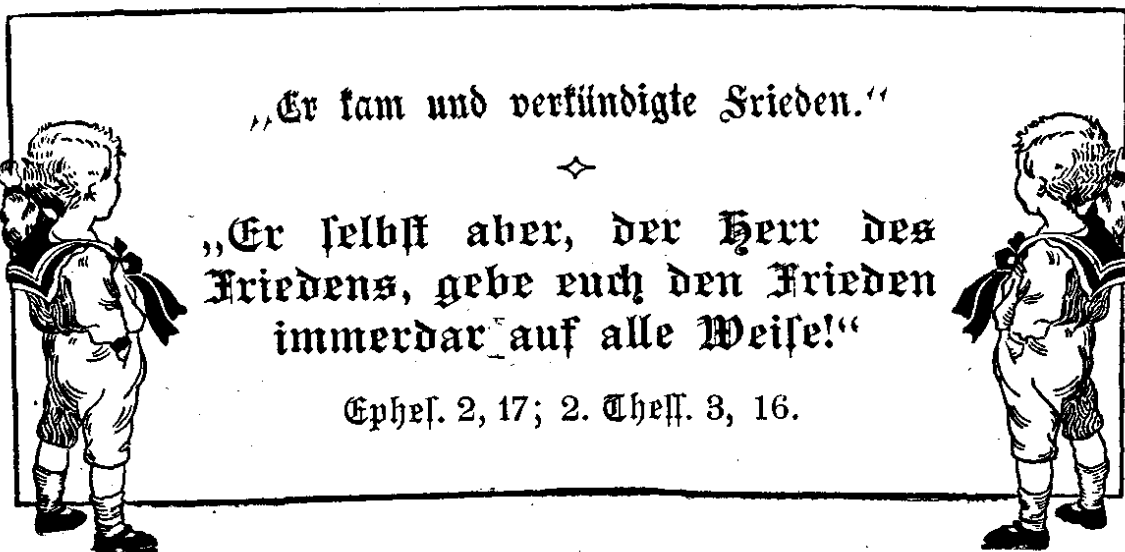


C. H. H.

Der Mutter Nummer.

auch Kraft schenken zu einem neuen und gottseligen Wandel, der, nach so viel Herzeleid und Schande, die er den Eltern bereitet hat, nun noch den teuren Eltern Freude macht. Sie wollen dann gern, wenn die verflossenen Jahre auch vor Menschen nicht mehr gut zu machen und nicht mehr einzuholen sind, das alte Leid vergeben und vergessen.

Ihr aber, meine jungen Leser, laßt euch warnen! Fliehet die Sünde! Gott sagt: „Wisset, daß eure Sünde euch finden wird.“ (4. Mose 32, 23.) Und weiter: „Der Treulosen Weg ist hart.“ (Spr. 13, 15.) Darum ruft Er jedem von euch zu: „Mein Sohn, Meine Tochter, vergiß nicht Meine Belehrung, und dein Herz bewahre Meine Gebote, denn Länge der Tage und Jahre des Lebens und Frieden werden sie dir mehren. Güte und Wahrheit mögen dich nicht verlassen . . . , so wirst du Gunst finden und gute Einsicht in den Augen Gottes und der Menschen. Fürchte Jehova und weiche vom Bösen! . . . Komme nicht auf den Pfad der Gesetzlosen und schreite nicht einher auf dem Wege der Bösen . . . Der Pfad der Gerechten ist wie das glänzende Morgenlicht, das stets heller leuchtet bis zur Tageshöhe. Der Weg der Gesetzlosen ist dem Dunkel gleich. Ihre Füße steigen hinab zum Tode.“ (Spr. 3, 1–8; 4 14. 18; 5, 5.) Fürwahr, glücklich seid ihr zu nennen, und zwar für Zeit und Ewigkeit, wenn ihr frühe Jesu Christo, dem guten Hirten, euer Herz schenket und Seiner Stimme folget. Er führt euch dann in Frieden auf rechter Straße um Seines Namens willen.



Ein gesegneter Sonntagmorgen.

Am Ufer eines Flusses gingen acht Jünglinge, alle Studenten, spazieren. Sie bogen dann in ein schattiges Wäldchen ein, wo sie auf gefällten Baumstämmen Platz nahmen. Es war ein lauschiges Plätzchen. Hier wollten sie einige Stunden mit Kartenspiel verbringen. Sie holten aus ihren Rucksäcken, außer den Karten, Speise und Getränke hervor. Es war der Tag des Herrn, ein schöner Sonntagmorgen. Die Jünglinge aber waren fast alle Söhne frommer Mütter.

Auf dem Rückwege vom Spiele unterhielt man sich mit törichten Witzen und albernen Späßen. Da ertönten die Kirchenglocken aus einem in der Nähe gelegenen Dorfe. Die meisten überhörten sie. Einer aber von ihnen in ihrer Mitte — er hieß Georg — blieb plötzlich stehen und sagte entschlossen: „Ich werde umkehren und hingehen um Gottes Wort zu hören.“ Der nächste seiner Kameraden, der das Wort gehört, rief den Voraneilenden zu: „Halt, kommt schnell einmal zurück! Georg will fromm werden! Dabei müssen wir ihm helfen. Wir wollen ihn erst taufen. Hier das Flößchen gibt uns die beste Gelegenheit dazu; laßt uns ihn untertauchen.“

Augenblicklich kehrten alle um und bildeten schnell einen Kreis um Georg. Einstimmig erklärten sie, er könne sich vor dem kalten Bade nur retten, wenn er sich entschließe, weiter mit ihnen zu gehen. Georg aber antwortete ruhig und bestimmt: „Laßt mich meines Weges gehen! Wenn nicht, so habt ihr Macht, mich unterzutauchen, vielleicht so oft, bis ich ertrunken bin, wenn Gott es zuläßt; aber laßt mich erst ein Wort zu euch sagen und euch an meine Mutter erinnern, von der ich euch oft erzählt habe. Ihr wißt, daß sie eine arme, hilflose, franke Frau ist. Ich kann mich nicht erinnern, sie je außer Bett gesehen zu haben. Ich bin ihr jüngster Sohn. Ihr wißt auch, daß mein Vater nicht die Mittel hatte, mich auf eine höhere Schule zu schicken, geschweige denn, mich später studieren zu lassen. Aber Gott hat die Herzen befreundeter Familien meiner Eltern willig gemacht, die nötigen Mittel darzureichen. Das Schulgeld selbst wurde mir auch oft erlassen. Die Gebete meiner Mutter begleiteten mich stets und waren immer eine Mauer um mich. Ihr Leiden hat sich verschlimmert. Als ich zuletzt von ihr Abschied nahm für längere Zeit, denn ich kann ja bei

der weiten Entfernung vom Elternhause in den Ferien nicht heimreisen, ließ sie mich an ihr Bett kommen, ich mußte niederknien. Sie legte ihre lieben Hände auf mein Haupt und betete für ihren jüngsten Sohn. ‚Georg,‘ sagte sie dann, ‚du kannst nicht verstehen, wie weh es mir tut, daß du so weit von hier weggehst. Mir ist, als würde ich dich nicht mehr wiedersehen. Aber ich hoffe bestimmt, ja ich rechne fest darauf, dich durch Gottes Gnade im Himmel wiederzusehen. Schenke dein Herz dem Herrn! Versäume nicht Gottes Wort und das Gebet. Gehe auch an jedem Tag des Herrn hin, Gottes Wort zu hören. Ich werde jeden Sonntagmorgen um 10 Uhr für dich im Gebet sein. Versprich mir jetzt, daß du um diese Stunde immer da bist, wo der Herr zu dir redet.‘ So und ähnlich sprach sie; dann segnete sie mich. ‚Gib mir noch einen Kuß,‘ sagte sie zuletzt. Ich tat es, umarmte sie und eilte zur Thür hinaus, um hierher zu reisen. Ich erwarte nicht, meine Mutter wiederzusehen, wenn ich im Herbst heimkomme, aber jedes Wort ihres Gebetes könnte ich wiederholen; und das Bild meiner Mutter, jene Abschiedsstunde in ihrem Kämmerlein und mein Versprechen werden mir unvergessen bleiben. Also ich gehe, um meinem Versprechen treu zu bleiben, jetzt dahin, wo meine teure Mutter mich zu dieser Stunde wissen will. Sie rechnet darauf, daß ich um 10 Uhr da bin, wo Gottes Wort verkündigt wird.“

Tief bewegt hatten die jungen Freunde den Worten Georgs gelauscht. Der Kreis öffnete sich, sie ließen ihn, sichtlich ergriffen von seiner Liebe zur Mutter und seine Überzeugungstreue und seinen Mut bewundernd, seines Weges gehen. Raum hatte er sich aber einen Schritt von ihnen entfernt, da sagte einer zum anderen, vom bösen Gewissen geschlagen: „Du, wie wäre es, wenn wir mit ihm gingen?“ So geschah es. Die Erinnerung an ihre teuren Mütter daheim, die alle nicht minder gern als die Mutter Georgs ihre Söhne zu den Füßen des Wortes Gottes sitzen sehen wollten, tauchte in ihnen auf und sprach mit, daß sie sich Georgs Beispiel anschlossen.

Unterwegs flog das Kartenspiel in die Ecke. Sie fühlten, daß es nicht dahin gehörte, wo das Wort Gottes sie an den Ernst der Ewigkeit erinnerte und sie auf den Erlöser hinwies, der Sein teures Leben und Sein kostbares Blut hingeben mußte, um uns von der breiten Straße der Eitelkeit und Sünde zu erretten und uns aus der Macht Satans zu Gott zu führen.

Was aber ist aus Georg geworden? Er wurde ein tüchtiger Rechtsgelehrter, der auch als Mann in seinem Leben und Berufe sich nicht des Evangeliums und seines Erlösers und Herrn schämte. Er wurde ein Segen für viele. Auch für die übrigen Studenten war dieser Sonntagmorgen und der Zeugenmut Georgs ein gesegneter Wendepunkt in ihrem Leben. Einer von ihnen ist es gewesen, der uns diese Geschichte erzählt hat; auch er wurde ein treuer Christ und Diener des Herrn Jesu.

Meiner Mutter Gebet.

Nicht großer Schätze reiche Gabe,
Kein Schrein mit Gold und Pracht beschwert
Blieb mir aus meiner Mutter Habe —
Was sie mir ließ, ist mehr noch wert.

Mein Erbteil war ihr treues Beten;
Wohl oft von Sorge tief bewegt
Ist sie zu Gott, dem Herrn, getreten,
Hat Ihm ihr Kind ans Herz gelegt.

Ja, viel vermag des Christen Flehen,
Ich hab' es je und je gefühlt,
Im heißen Kampf konnt' ich bestehen,
Weil ihr Gebet mich oben hielt.

Trotz alles Wahns, trotz falscher Bahnen,
Durch die geführt mein Lebenslauf,
Zog unbewußt ein leises Mahnen
Zur Himmelsheimat mich hinauf.

Und ob sie selber längst entschwunden,
Längst ihrer Stimme Ton verweht —
Daß meine Seele Heil gefunden,
Dank ich der Mutter Fürgebet!

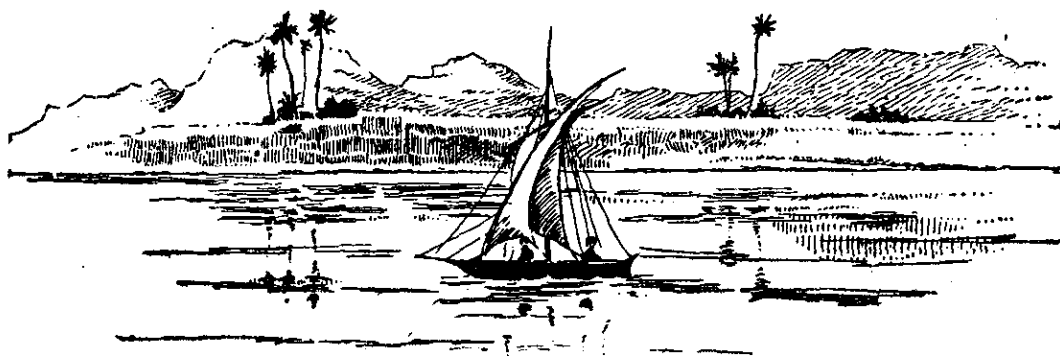
R. B.



Der Herr klopft an.

Der Herr klopft an des Herzens Pforte,
Doch selten tönt der Ruf: „herein!“
Man fürchtet Seine sanften Worte
Mehr als der Hölle Feuerpein.





Ich habe einen Steuermann.

Met.: Stolz weht die Flagge.

Ich habe einen Steuermann, Der führt mein Lebensschiff,
Und wirft die Woge hoch den Rahn, Droht jäh das Felsenriff,
Ich trau' dem Mann am Steuer dort Auch in dem Sturmgebraus,
Er führt das Schifflein sicher fort Und führt es einst nach Haus.
Und fragst du, wer mein Führer ist, Den ich mir auserwählt,
Es ist der Heiland Jesus Christ, Der fest mein Steuer hält.

Schien einst die Fahrt so stolz und kühn Auf glatter Lebensbahn,
Auf eignen Wegen ließ ich ziehn In eigener Kraft den Rahn,
Ich lachte, als die Brise pfiß Beim lust'gen Wellenspiel:
„Ich führe doch mein Lebensschiff Und bring' es an mein Ziel.“
Da ward in schwerer Sturmesnot Das kleine Schiff mir lech,
Das Steuer folgt' nicht dem Gebot, Die Wog' riß es hinweg!

Was nützte mir die Lebenskunst, Als mich der Tod erfasst,
Mein Wissen war nur blauer Dunst, Die Ladung nur Ballast.
Zu allen Größen laut ich schrie Um Hilf', sie hörten nicht,
Die Flut umspülte schon mein Knie Und spritzte mich voll Gischt:
Da fleht' ich Den um Hilfe an, Den ich so schnöb mißacht't,
Herr Jesu, lenk Du meinen Rahn Aus des Verderbens Macht!

Da hob die starke Heilands'hand Mich, Sinkenden, empor,
Am Kreuz ich Gnad' und Hilfe fand, Das ich geschmäht zuvor.
Sein Wort durchbrach des Sturm's Gewalt, Zog mich vom Strudel fort,
Gab meinem Leben sichern Halt, Die Seel' fand Heilung dort.
Drum ruf' ich allen, die mir nah'n: Traut nicht des Herzens List,
Nehmt euch an Bord den Steuermann, Den Heiland Jesus Christ!

Eingefandt für unser Büchlein von einem Jüngling: G. E. in D.

